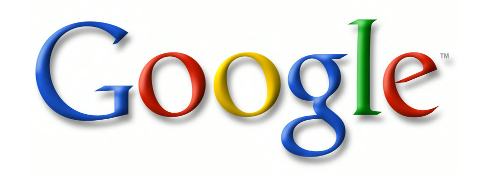
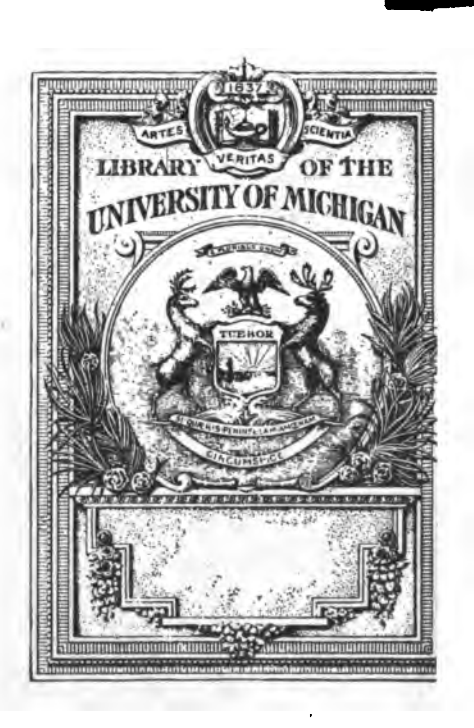
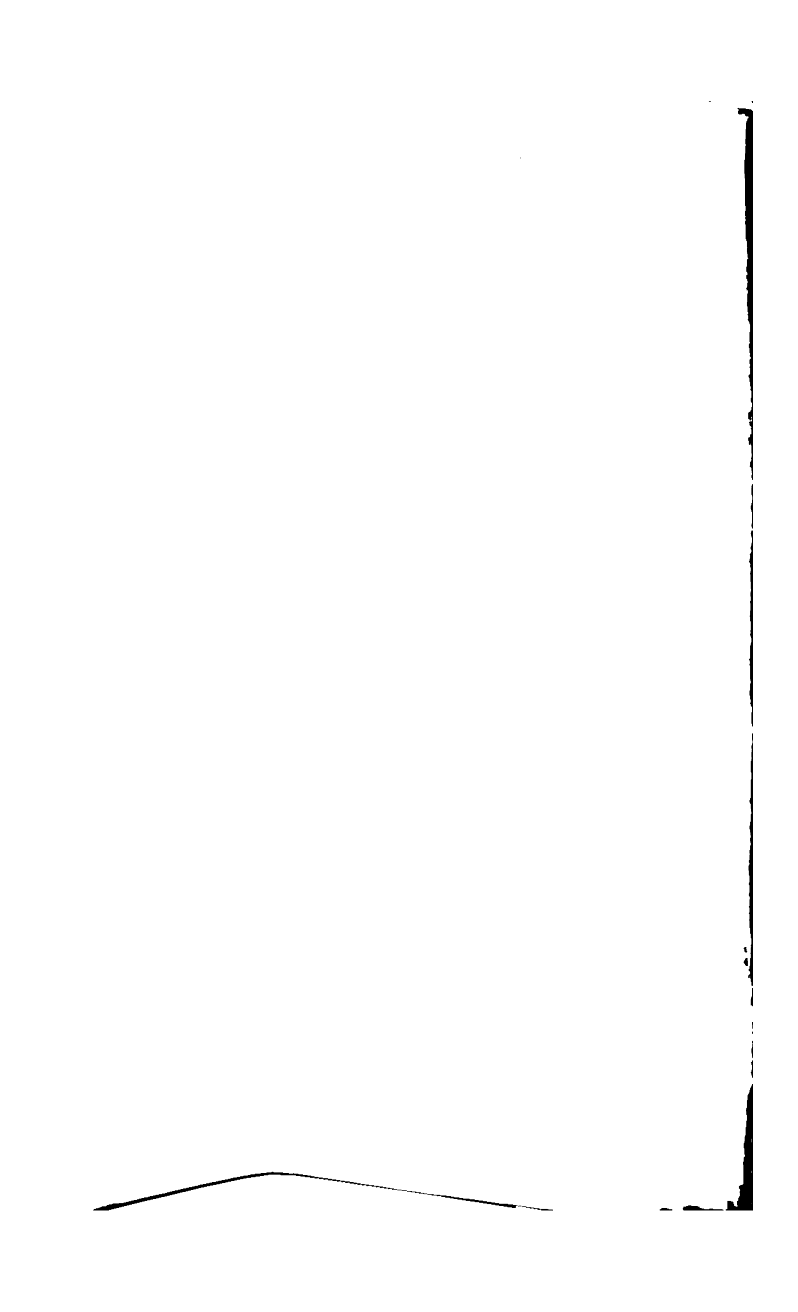
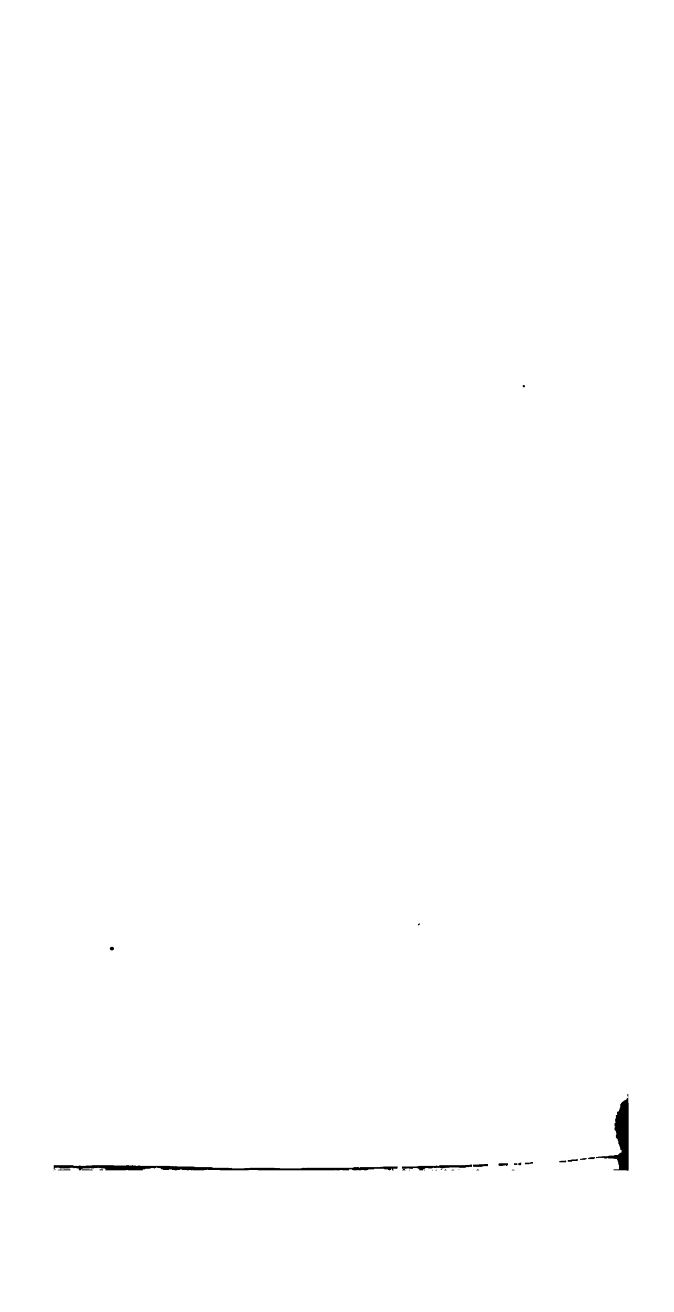





1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE







Heinrich von Kleist.

Dichter-Biographien
6. Band

Heinrich von Kleist

Von

Laurenz Kiesgen, 1869 –

Mit Kleists Bildnis

Zweite Auflage

Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig



Heinrich von Kleist.

Dichter-Biographien

6. Band

Heinrich von Kleist

Von

Laurenz Kiesgen, 1869 –

Mit Kleists Bildnis

Zweite Auflage

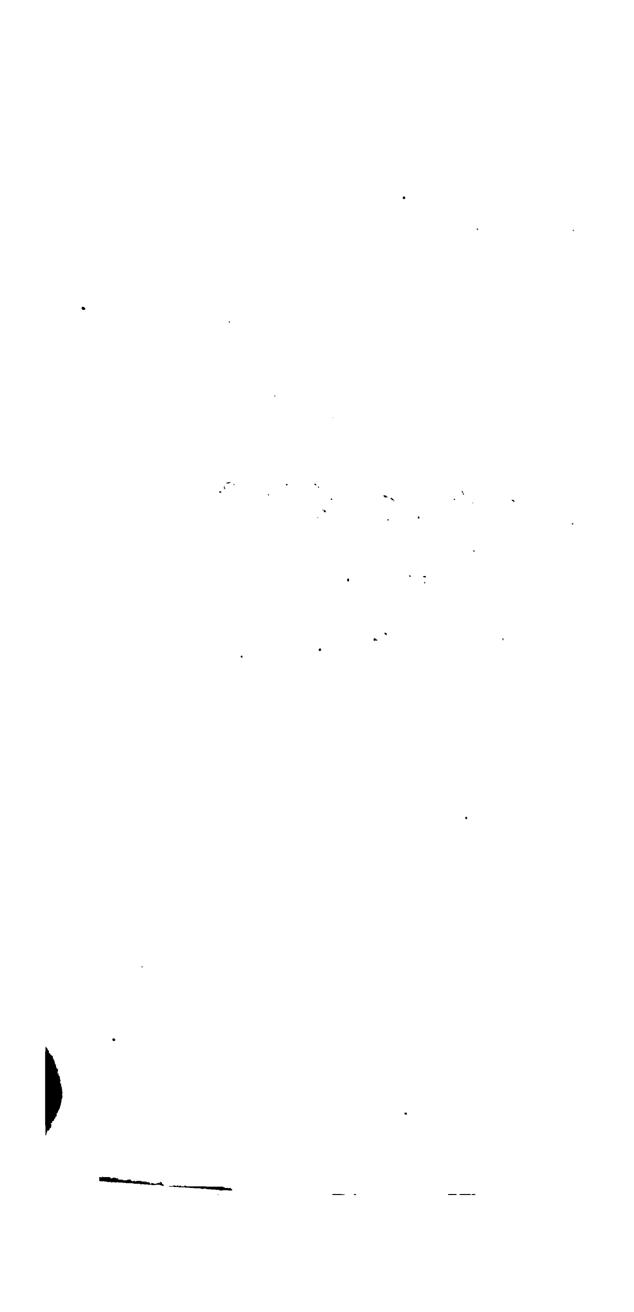
Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig

Heinrich von Kleist

von

Laurenz Kiesgen.



Die alte Handelsstadt Frankfurt an der Oder schenkte dem deutschen Volke einen seiner originellsten Geister, den Dichter Heinrich von Kleist. Originell, nicht im Sinne des Burlesken, sondern durch die urwüchsig zu uns redenden Gestalten seiner Gedankenwelt; originell in dem ganzen tragisch-düsteren Verlaufe seines Lebens. Wenn er seine Penthesilea sagen läßt:

> Das Äußerste, was Menschenkräfte leist n,
> Hab' ich gethan — Unmögliches versucht —
> Mein Alles hab' ich an den Wurf gesetzt;
> Der Würfel, der entscheidet, liegt, er liegt:
> Begreifen muß ich's — — und daß ich verlor —

so kann man diese Worte mit Fug auf Kleists Streben und Handeln anwenden. Er verlor in dem Würfelspiel des Lebens.

In der Oderstraße, so recht im Mittelpunkte der Stadt, nahe an der Ober- oder Marienkirche, steht das Familienheim Kleists. Das Gebäude ist jetzt vielfach verändert und umgebaut und gehört der Post. Dort wurde Bernt Heinrich Wilhelm Kleist am 18. Oktober 1777 geboren. Der Vater, Joachim Friedrich von Kleist, war „Kapitän des hochfürstlich Leopold von Braunschweigischen Regiments," wie das Garnisonkirchenbuch mit einer gewissen Ehrfurcht meldet.

Über die Kinder- und Knabenjahre lauten die Nachrichten nur spärlich. Es ist das ganz naturgemäß. In einem streng geregelten Familienleben, wie es im Kleist'schen Hause geführt wurde, gleichen sich die Tage mehr oder weniger, und es ge-

nügt für die Erkenntnis der dichterischen Entwicklung Kleists, aus seiner Jugendzeit die Hauptmomente kurz herauszugreifen.

Die finsteren weitläufigen Räume des elterlichen Hauses konnten der erwachenden Phantasie des Knaben wenig bieten. Die nahe Marienkirche, ein sehr stattlicher gotischer Bau, vermochte dagegen auf die jugendliche Einbildungskraft gewiß um so lebhafter zu wirken. Vergessen wir nicht das Fleckchen Garten im Gewirre der Häusermauern und Schornsteine. In frohem Spiele mögen dort die sieben Kinder des ehrwürdigen Joachim sich die Zeit vertrieben haben: doch scheint in Heinrich schon früh eine gewisse Verschlossenheit selbst seinen nächsten Anverwandten gegenüber Platz gegriffen zu haben. Nur die um drei Jahre ältere Stiefschwester Ulrike war seine Vertraute und ist es auch im späteren Leben geblieben.

Die Erziehung leitete ein Hauslehrer. Für den hochadeligen Knaben mochte das Frankfurter Gymnasium nicht als standesgemäß betrachtet werden. Der Hauslehrer war ein junger Mann, der in Frankfurt selbst studiert hatte.

Diese Erziehungsweise war jedenfalls schon ein Fehlgriff. Vielleicht hätte sich im Verkehr mit gleichalterigen Kameraden der selbstbeschauliche Sinn des Knaben mitteilend aufgeschlossen; vielleicht wäre der ernst schwermütige, todessehnende Zug nicht in dem Maße herrschend geworden, wenn die heiteren, geselligen Knabenspiele diese grüblerische Selbstquälerei in zielloser Vielgeschäftigkeit erstickt hätten. Aber ins Elternhaus gebannt, in Gemeinschaft mit einem Vetter erzogen, der eine höchst unglückliche Charakteranlage besaß, wurde der weiche, bildungsbedürftige Geist mit Anschauungen gesättigt, die weit über das Maß des Kindlichen hinaus gingen. Gaben sich doch diese beiden Knaben ein Versprechen, das den Gedanken an Wahnsinn aufkommen läßt, das Versprechen: einst zusammen freiwillig in den Tod zu gehen! Wirklich gab sich der Vetter, später Offizier geworden, schon in frühen Jahren den Tod.

Wie weit der mütterliche Einfluß auf die Entwicklung

Heinrichs maßgebend gewesen, entzieht sich ganz unserer Beurteilung. Nur können wir schließen, daß Kleists Weichheit und Empfindlichkeit auf sie zurückzuführen ist, wenn er im späteren Leben mitteilt, daß im Zorne „die ganze Empfindung seiner Mutter" über ihn gekommen, und ihn „wieder gut" gemacht habe.

Aus einem Berichte seines Hauslehrers geht hervor, daß Kleist ein geweckter Junge beim Unterrichte war. Er hatte „einen nicht zu dämpfenden Feuergeist," konnte es kaum erwarten, bis ein neuer Gegenstand seinem Wissensdurste Nahrung gab, und war zugleich der „feinste, fleißigste und anspruchsloseste Kopf von der Welt."

In seinem elften Jahre wurde Heinrich dem Prediger Catel in Berlin zur weiteren Ausbildung übergeben; in demselben Jahre (1788) war sein Vater an der Wassersucht gestorben; die Mutter starb fünf Jahre später.

Im Jahre 1792 trat Kleist als Soldat in die preußische Armee ein. Wann er von Berlin zurückkehrte, ist uns nirgends aufgezeichnet, ebenso nichts über die Zeit von 1788—92; nur erinnert sich später der Dichter, daß er als Knabe eine Zeitlang am Rheine zugebracht hat.

Die militärische Laufbahn war Kleist sozusagen bei seiner Geburt vorgeschrieben; denn wenn auch das Sprichwort sagte, „alle Kleists Dichter", so dachte doch keiner an den Dichterberuf allein. Dichten war ja eigentlich kein Beruf, und Heinrichs berühmter Vorfahr, Ewald Christian, fiel als Offizier bei Kunersdorf. Den Söhnen des hohen Adels schien damals die Offizierscarriere als die einzige ihrer würdige Laufbahn.

Kleist verspürte keine Neigung zum Soldatenstande. Äußere Verhältnisse, das leidige „Herkommen", hatten ihm diesen Stand aufgedrungen; seiner widerstrebenden Stimmung giebt der junge Soldat in einem Gedichte „Der höhere Frieden" Ausdruck. Es ist das älteste Dokument der dichterischen Bethätigung Kleists, und kann nur als solches und als Ausdruck der damaligen Stimmung Interesse beanspruchen. Es wird gegen-

über dem „Donnerwagen" des Krieges, die „Unschuld" und an „Gott der Glaube" gepriesen; Kleist selbst wünschte von allen Jugendgedichten nur dieses erhalten.

An dem traurigen Rheinfeldzuge Preußens gegen die französische Republik im Jahre 1795 nahm Kleist teil. Aus Eschborn im Nassauischen schrieb er an seine Schwester „Ulrique" einen Brief. Schwerfälliger Stil, große Eingenommenheit von sich selbst, devoter Respekt vor den Vorgesetzten, das sind die Eindrücke, welche der Brief in uns von dem Schreiber zurückläßt. Ein Brief, steif und unbeholfen, wie deren täglich tausende durch die Welt laufen.

Ihm, der gar nicht nach kriegerischen Ehren geizte, konnte es nur willkommen sein, als er zum Fähnrich im Garderegiment zu Fuß nach Potsdam befördert wurde und somit vom Kriegsschauplatze weit weg kam. Im Kreise gleichalteriger Kameraden spielte er da eine Zeitlang den eleganten Gesellschafter, musizierte mit ihnen und suchte auf möglichst amüsante Weise die Zeit hinzubringen. In Potsdam traf er, lebensfroh und frisch, auch mit Fouqué zusammen; sie mochten sich als verwandte Geister zu einander hingezogen fühlen.

Das Talent zur Musik war in Kleist offenbar. Unterricht hatte er nicht genossen, und doch spielte er mit einer gewissen Fertigkeit die Klarinette, und brachte es dahin, ohne Notenkenntnis in einem kleinen Privatorchester der Offiziere mitzuwirken und Gehörtes nachzuspielen. In dem harmlosen, leichtlebigen Fähnrich regte sich's, zu Höherem, Idealerem emporzudringen.

Mochte er nun auch mit peinlicher Genauigkeit den Pflichten des Dienstes nachkommen, innere Lust und Zufriedenheit fehlten. Der klägliche Feldzug am Rhein hatte in ihm keinen Enthusiasmus für kriegerische Ehren entzünden können; die unthätige Ruhe in der Garnison verleidete ihm seinen Beruf vollends. Der Drang nach wissenschaftlicher Ausbildung, der seinen näheren Anverwandten wohl als ganz abnorm bei

einem Kleist erscheinen mochte, war übermächtig in ihm. So trieb er in den Jahren 1796 und 1797 neben dem „Drill" des Dienstes wissenschaftliche Studien, die Konrektor Bauer in Potsdam leitete. Griechisch und Latein, das ihm wohl etwas in Vergessenheit gekommen war, frischte er zunächst wieder auf und traktierte dabei Mathematik und Philosophie. Er war immer „mehr Student als Soldat" gewesen, und diese Doppelnatur wurde seinem geraden Wesen allmählich immer unerträglicher: Entweder das eine oder das andere; eines aber ganz! — Sein erstes Herzensverhältnis zu einer jungen Adeligen, Luise von Linkersdorf, konnte ihn in seinem ernsten Streben nicht irre machen; vielleicht trieb ihn gerade die Furcht, der tändelnde Amor möchte der strebenden Scientia hinderlich sein, an, das Verhältnis bald zu lösen. Im ersten Feuer der Begeisterung für den neuen Beruf verfaßte er einen Brief an den König, in dem er um seine Entlassung bat; freilich hinterher, bei reiflicher Überlegung, stand ihm das Lächerliche seines Thuns vor Augen: er schickte den Brief nicht ab. Dennoch stand jener Entschluß bei ihm fest; im Frühjahr 1799 wurde ihm der erbetene Abschied bewilligt. Als Sekondelieutenant verließ er die Armee.

Nun war Kleist zweiundzwanzig Jahre alt. Die Seinigen sympathisierten gar nicht mit seiner eigenmächtigen That; sie konnten nicht begreifen, daß einer der Ihrigen ein Gelehrter werden wollte. Dabei hatten sie auch sein sicheres Auskommen für später im Auge; wie schon bemerkt, war das bei der Vermögenslage der Kleist nicht wenig entscheidend. Aber für Heinrich war kein Später, das hatte er über dem Jetzt vergessen. Ihm sollte das Studium nur die „Ausbildung seines Ich" vollenden, wie er selbst sagt: „Nicht aus Unzufriedenheit mit meiner bessern Lage, nicht aus Mangel an Brot, nicht aus Spekulation aufs Brot — sondern aus Neigung zu den Wissenschaften, aus dem eifrigen Bestreben zu einer Bildung, welche nach meiner Überzeugung in dem Militärstande nicht zu erlangen ist, verlasse ich denselben."

Seinem ehemaligen Hauslehrer Martini sendet er einen ausführlichen Brief, in dem er ihm die Motive darlegt, welche ihn zu diesem Schritte bewogen. Das Ganze liest sich wie eine philosophische Abhandlung über Tugend und Glück. „Ich nenne Glück nur die vollen, überschwenglichen Genüsse, die in erfreulichem Anschauen der moralischen Schönheit unseres eigenen Wesens liegen; glücklich sein ist der erste aller unserer Wünsche, der laut und lebendig aus jeder Ader und jedem Nerv unseres Lebens spricht.“ — Es macht einen wehmütigen Eindruck, wenn man hier den später tief unglücklich gewordenen Dichter so begeistert und gleichsam fordernd vom Glück sprechen hört.

Mit diesem Schritt, dem Verlassen des Soldatenstandes, war der Würfel gefallen. Freilich regt sich kaum in dem jungen, alten Studenten eine poetische Ader; nicht war es die Poesie, die ihn den Wissenschaften zuführte. Aber einmal auf dem Wege der Wissenschaft, kam ihm die Poesie entgegen. Scheinbar war sein Feld gefunden — und doch beginnt hier erst die unstet taumelnde Existenz, die sein Dichterleben nicht völlig ausreifen und ihn selbst so unglücklich werden ließ.

Die Frankfurter Universität hatte nie rechte Bedeutung im geistigen Leben Deutschlands sich zu erringen vermocht. Sie ging schon ihrer Auflösung entgegen, als Kleist sie bezog. Wenn man nur an die Gepflogenheit der Professoren denkt, bequemlichkeitshalber ihre Zuhörer in der Wohnung zu empfangen, so kann man dem wissenschaftlichen Eifer der Musenstadt wenig Respekt zollen. Doch Kleist berührte das gar nicht. Als ein richtiger „Büffler“ machte er sich hinter seine Studien; dem studentischen Leben war er abgeneigt und stand ihm fern. Es trieb ihn, die im Soldatenstande als Paradepuppe vertrödelten Jahre möglichst schnell nachzuholen.

Alles auf einmal wollte er in sich aufnehmen. Lateinische Sprache, litterarische Encyklopädie, ferner Theologie, Mathematik, Philosophie und Physik . . . das waren die Dis-

ziplinen, die in einer kleinen Anzahl von Semestern bewältigt werden sollten. Dieser Zug ist bezeichnend für Kleist: Alles erringen, alles besitzen und nicht auf dem ordnungsmäßigen Wege des beharrlichen Erarbeitens, langsam, aber stet — nein, auf einmal, mit Hast ohne Rast, voll, ganz, sofort — so war das titanische Wollen des Frankfurter Studenten. Wundern wir uns nicht zu sehr darüber. Wir haben da in einem einzelnen Menschen die allgemein herrschende Grundstimmung jener Zeit verkörpert, jener gärenden Übergangsperiode, in der die Aufklärungsideen mit den verschwommenen, mystischen Gedankenschemen einer romantischen Weltanschauung heftigen, erbitterten Kampf kämpften. Wie auf politischem Gebiete jener gewaltige Kriegsmann die Reiche umschuf, alles an alles setzend, so wollte die Jugend jener Tage, abgewandt vom Pulsschlag des öffentlichen Lebens in den Reichen des Geistes schöpferisch alles umgestalten. Das war die Zeit, da der bürgerliche Staat vor dem wuchtigen Schwerte des französischen Despoten in den Staub sank, da Schiller, um dem äußeren Verfall eine Wiedergeburt von innen heraus wirksam entgegenzusetzen, den „ästhetischen Staat" predigte, und wirklich den Kern fand und säte, aus dem später ein neugeistiges, einiges Deutschland emporwuchs. Und wie man den Menschen nur aus der Zeit heraus begreifen und beurteilen kann, deren Luft er geatmet, deren Erziehung er genossen, so wundern wir uns über Kleist nicht, wenn er ein echtes Kind jener denkwürdigen Zeit ist, aus der Wende des Jahrhunderts: verschwommen, hingebend, weich, feurig in Gedanken und Empfindungen — schrankenlos fordernd und rücksichtslos herrschbegierig in seinen Willensäußerungen; aber fliehend, wo sein eigenherrlich gebauter Himmel von Ruhm und Glück zerborsten und zertreten einstürzt. Wie der Werther Goethes ein unübertreffliches Bild seiner Zeitstimmung widerspiegelt, so gehen wir nicht fehl, wenn wir mit einem Biographen Kleist „einen Werther in Lebensgestalt" nennen.

Die schnelle Auffassungskraft der Knabenjahre war dem Studenten abhanden gekommen. Langsam auffassend verwandte er einen Riesenfleiß darauf, das einmal gesteckte Ziel zu erreichen, es zu erreichen um jeden Preis. „Ich habe," so schreibt er an Ulrike, „eine Masse von Geschäften auf mich geladen, die ich nicht anders als mit dem allermühsamsten Fleiß bearbeiten kann; eine Masse von Geschäften, die selbst nach dem Urteile Hüllmanns (eines seiner Professoren) zu schwer für mich ist, und von der ich daher, wenn ich sie dennoch trage, mit Recht sagen kann, daß ich das fast Unmögliche möglich gemacht habe."

Bei diesen anstrengenden, wissenschaftlichen Studien führte er im elterlichen Hause ein behaglich zufriedenes Leben. „Dem wunderlichen Hauswesen stand (seit dem Tode seiner Mutter) eine alte, liebreiche Tante rüstig vor und es beseelte in dem kleinen Kreise jung und alt der beste Geist." Wenn Kleist auch nicht im Burschenleben Zerstreuung suchte: er entschädigte sich durch allerlei Tollheiten im Hause. Spielgefährten, wenn wir so sagen dürfen, waren seine Schwestern und deren Freundinnen. An Absonderlichkeiten fehlte es auch nicht. Ganz ernstlich ging Kleist mit dem Gedanken um, später selbst Professor zu werden, und so übte er sich zu Hause, ex cathedra den Damen Vorlesungen zu halten. Er ließ sich einen kleinen Katheder herrichten, und legte seine geschriebenen Kollegienhefte seinen Vorlesungen zu Grunde. Und der Herr Professor verstand keinen Spaß. Mitten im Vortrag ging er dröhnenden Schrittes zum Tempel hinaus, falls eine der Damen es wagte, etwas anderes interessanter zu finden als seine Vorträge.

Es trieb ihn, andere zu lehren, was er selbst kaum recht sich angeeignet. Dieser Lehrtrieb war zu mächtig in ihm, und wir müssen beachten, daß er dem Dichtertrieb verwandt ist, der gerade wie das Lehren andere in seinen Ideen aufgehen lassen, erziehen will. In diesen Tagen mag Kleist sich auch viel mit Poesie befaßt haben, wenigstens rezeptiv; aus

jener Zeit datiert seine Äußerung: „Man müßte wenigstens jeden Tag ein gutes Gedicht lesen, ein schönes Gemälde sehen, ein sanftes Lied hören, oder ein herziges Wort mit einem Freunde reden, um auch den schöneren, ich möchte sagen menschlicheren Teil unseres Wesens zu bilden.“ Daß er hier unwillkürlich ein Citat aus „Wilhelm Meister“ gebraucht, beweist seine Bekanntschaft mit jener Schrift.

Alle intimeren Bekenntnisse schreibt er seiner Schwester Ulrike, der „einzigen, die ihn ganz versteht“. Ihr ist er sein ganzes Leben hindurch treu geblieben; wenn sie fort ist, fühlt er sich unverstanden, unglücklich. Absonderlich und originell, ein „Amphibion, das in zwei Elementen“ lebte, verstand es Ulrike, ihn dauernd zu fesseln. Kleist lebte der Hoffnung, daß ihn Ulrike ganz verstehe. Wenn das auch nicht überall zutrifft, die praktisch und klug angelegte Schwester wußte ihn in dem Glauben stets zu erhalten. „Von einer Seele wenigstens,“ schreibt er an sie, „möchte ich gern zuweilen verstanden werden, wenn auch alle anderen mich verkennen. Wie man in einem heftigen Streite mit vielen Gegnern sich umsieht, ob nicht einer unter allen sei, der uns Beifall zulächelt, so suche ich zuweilen dich; und wie man unter fremden Völkern freudig einem Landsmann entgegenfliegt, so werde ich dir, mein liebes Ulrikchen, entgegenkommen.“ Diese Liebe zu seiner Schwester reißt ihn sogar in einem anderen Briefe zu den Worten hin: „Wärst du ein Mann oder nicht meine Schwester, ich würde stolz sein, das Schicksal meines ganzen Lebens an das deinige zu knüpfen.“

Die stille, verschlossene Natur, die Scheu hat, sich anderen mitzuteilen, als höchstens dem, von dem er sicher ist, verstanden zu werden, hat keine Anlage zur Freundschaft. Vielleicht hätte sich Kleists Leben ganz anders gestaltet, wenn in früher Jugend fühlende Freunde sein Herz zu öffnen gewußt hätten.

Er verkehrte in jener Zeit viel in der Familie des Generals von Zenge. Diese Familie wohnte fast neben der Kleists. Hier verließ ihn die „Beklemmung und Ängstlich-

keit", die ihn so oft ergriff, wenn er daran dachte, „was für eine Rolle er unter den Menschen spiele, denen er von dem, was seine Seele erfüllte, nichts merken lassen durfte." Verraten wir es nur gleich: die älteste Tochter des Generals, Minette, zog ihn mit mehr als gewöhnlichem Interesse an. Im Anfang des Jahres 1800 verlobte er sich mit ihr.

Hätte es die Anlage des ganzen Kleistschen Naturells zugelassen, daß er glücklich hätte werden können, so wäre er in diesem Liebesverhältnis glücklich geworden. Wie dabei zuerst eine Ausgleichung der Charaktereigenschaften erforderlich ist, so finden wir bei Wilhelmine oder Minette alle die Eigenschaften vereinigt, die Kleists himmelstürmendem, titanenhaftem Naturell mangelten: Genügsamkeit, Anspruchslosigkeit und gläubige, hingebende Unterordnung. Aber der Stürmergeist wußte das nicht zu schätzen. Er sprach nicht von seiner Braut, wie es das jugendreine, heitere, liebevoll natürliche Mädchen verdiente. Er ist zufrieden, daß sie ihn „zuweilen mit Interesse" anhört, klagt aber sofort hinterher, daß er gleich nicht viel von ihr wiedererfahre. Daß er damit in die aufblühende Liebesneigung den Todeskeim pflanzte, beachtete er nicht.

Er entsprach jedenfalls einer Anschauung seiner Zeit, daß er sich, den Mann, höher stellte als seine Braut. Wenn er von seiner Braut Bildung in seinem Sinne verlangte, so mochte er damit seine Forderung wohl zu hoch gestellt haben; und nur mit einem Schein von Recht stellte er sich über Minette, er, der doch noch weit entfernt war von der vollendeten Bildung. Der Hang, andere zu seinen Anschauungen empor zu ziehen, bewog ihn, an seiner Braut das pädagogische Experiment vorzunehmen, das er im Elternhause seinen Schwestern gegenüber bereits versucht. Weil die Frucht dieser Bemühung nur ihm zu gute kommen würde, ging er hier ernstlicher zu Werke. Ja er gesteht seiner Wilhelmine, daß ihm diese Ausbildung nach seinem Sinne ein „Bedürfnis" sei; denn „wäre ein Mädchen auch noch so vollkommen, ist

sie fertig, so ist es nichts für mich." — Wie er selbst einmal gelegentlich sagt, läßt sich auf dem Papier alles bestimmter feststellen als in der Rede. So spricht er in einem Briefe an die Braut von Vertrauen und Achtung als den Grundbedingungen der Liebe, und daneben entwickelt er ernsthaft und weitläufig seine Zukunftspläne. Er will ein Amt annehmen; welches? — darüber ist er noch gar nicht im klaren. Am meisten zog es ihn, wie wir bereits sahen, zur akademischen Laufbahn. Es mag unbedenklich zugegeben werden, daß ein teilnehmendes, liebendes Frauenherz fördernd die Entwicklung Kleists begünstigte; anderseits aber ist auch Thatsache, daß dieses zu früh geknüpfte Verhältnis im Verlaufe viele Sorgen und große Verworrenheit den Lebensschicksalen des Strebenden beigemengt hat.

Unverkennbar zeigt er sich als Schüler des französischen Denkers Rousseau, wenn er in dieser Zeit mit Feuereifer seiner Schwester Ulrike einen Plan für das ganze Leben aufstellt, und die Hauptbestimmung des Weibes darin sieht, Mutter und Gattin zu werden. Das pädagogische Fieber, das damals in der Luft lag, hatte auch ihn mächtig ergriffen; es gehörte gleichsam zum gebildeten Ton, etwas über Pädagogik zu theoretisieren. Und daß zuerst das Weib zur Mutter, in zweiter Linie erst zur Gattin bestimmt sei, ist ja Praxis des Genfer Philosophen gewesen, der seine Therese wohl auch zur Mutter, aber nie zur Gattin gemacht hat. Später schenkte Kleist seiner Braut Rousseaus Werke und bezeichnete die Reihenfolge, in der sie zu lesen seien.

Ein gewisser Privatdozentendünkel war damals herrschend in Kleist. Er erinnert sich in späterer Zeit mit Wehmut dieser schönen Frankfurter Tage, da er im Garten mit ihr in der Laube saß, Voß' „Luise" lesend, oder der schönen Morgenstunden, in denen vom Garten des Generals der Choral der Hautboisten herüberscholl, während er in seinem Garten arbeitete, oder an die mondhellen Nächte, in denen hohe Liebesfreuden ihr Teil waren. Das weiß er in späte-

ren Briefen der Geliebten recht greifbar vor die Seele zu zaubern. In dieser glücklichen Zeit regte sich auch wieder das poetische Talent: Gelegenheitsgedichte entstanden, von denen freilich wenig erhalten ist, „Sprichwörter“ wurden zur Aufführung eingerichtet, alles Gehversuche des Genies, Vorübungen zu seinen späteren Riesenschritten.

Wie bei dem angestrengten, planlosen Studieren eigentlich vorauszusehen war, ergriff den Dichter bald ein Ekel vor der Wissenschaft. Leider kam dieser Ekel etwas früh, so daß nicht einmal eine gewisse Abgeschlossenheit seiner Studien erreicht war. Möglicherweise mag ihn auch der Gedanke an baldige Ergreifung einer festen Stellung angetrieben haben, das Studium aufzugeben und in Berlin die Staatscarriere einzuschlagen. Wurde ja doch dadurch die Verbindung mit seiner geliebten Wilhelmine näher gerückt. Jedenfalls spielt auch das erwachende Bewußtsein seiner eigensten Bestimmung, der dichterischen Thätigkeit mit, und er erklärt plötzlich seinen Angehörigen in Frankfurt, daß er eine Reise thun müsse, um „das Glück, die Ehre, vielleicht das Leben eines Menschen zu retten“. Über diese unbestimmte Andeutung hinaus giebt er keine weiteren Aufklärungen. Wer nach ihm in der Abwesenheit fragt, soll beschieden werden, er habe in Berlin Geschäfte beim Minister Karl August von Struensee. Über den Zweck der Reise war sich der Exstudent jedenfalls selber nicht klar. Ihn hatte eine plötzliche innere Unrast, eine brausende Gärung erfaßt: er mußte hinaus unter die Menschen.

Seiner Wilhelmine konnte er sagen, daß er mit Rücksicht auf sie dem uneinträglichen Frankfurter Studentenleben ein Ende gemacht habe; seinen Verwandten gegenüber genügt die Angabe eines „geschäftlichen Zweckes“. Am 14. August trifft er in Berlin ein, und schreibt von hier aus seiner Lieblingsschwester, daß die Verheimlichung des Reisezweckes zum Gelingen derselben notwendig sei.

Jedenfalls meinte es Kleist mit der Bewerbung um ein

einträgliches Amt anfangs ernst. Wenn er die Reise eine ministerielle nennt, so lag ihm vielleicht die Absicht nahe, durch eine Instruktionsreise auf eigene Kosten den Minister für seine Annahme in der Verwaltung günstig zu stimmen. Allein mochte er nicht in die Fremde; lieb war es ihm deshalb, daß ein Freund, Louis von Brockes, ihn zu begleiten versprach. Nach dem Berichte der Zeitgenossen scheint Brockes ein Liebling der Männer und Frauen gewesen zu sein. Er war kein Mann der Wissenschaft und Kunst, aber fähig, alle großen und edlen Regungen und die poetischen Bekenntnisse eines Freundesherzens zu verstehen. Gebildet und von zartfühlender Gemütsart, konnte Kleist rückhaltslos dem Freunde alle Falten seines Innern enthüllen, ohne befürchten zu müssen, durch nüchterne, kalt prosaische Auffassung verletzt zu werden. Ein solcher Mann war als Reisebegleiter vortrefflich. In Pasewalk trafen die Freunde zusammen.

Es sollte nach Wien gehen; dorthin war Ulrike angewiesen worden, hundert Dukaten nachzusenden. Statt jedoch gleich nach der österreichischen Residenz zu reisen, wurde zuerst ein Aufenthalt in Dresden genommen, und von da ging's über Bayreuth nach Würzburg. Dort blieben sie vier Wochen; Brockes kehrte nach Dresden zurück, Kleist machte einen großen Umweg über Gotha, Merseburg, Halle, Dessau und Potsdam in fünf Tagen nach Berlin, um seinem Versprechen gemäß vor dem 1. November zurück zu sein. Er ging nicht nach Frankfurt, weil er sich scheute, den Seinigen Rede zu stehen.

Diese hatten nämlich erwartet, er werde mit einer Anstellung in der Tasche zurückkehren; aber er hatte wenig daran gedacht. Ein anderes war in ihm klar geworden, ein Etwas, worüber er nur in unbestimmten Andeutungen sich aussprach. „Du hast mir mit deiner Unterstützung (für die Reise) das Leben gerettet," schreibt er an Ulrike; und seiner Braut: „Wie glücklich wirst du sein! Und ich! . . . Der Würfel liegt, und wenn ich recht sehe, wenn nicht alles mich täuscht, so stehen die Augen gut."

Was ihn so glücklich machte, ist die Entdeckung seines wahren Berufs; in Würzburg war ihm die Erkenntnis aufgegangen, daß er zum Schriftsteller, ja zum Dichter bestimmt sei.

Es verrät sich schon in dem Stil seiner Briefe. Sie werden von jetzt ab ganz anders. Abhandlungen vom Glück, von der Bestimmung des Weibes in philosophisch abgezirkelten Sätzen ausgeklügelt, das sind nicht mehr die Dinge, die ihn beschäftigen. Dafür treten jetzt Naturschilderungen ein, die durch eine Fülle oft gewagter Bilder überraschen. Man sieht diesen rhetorischen Exercitien an: der werdende Poet haschte und strebte nach anschaulicher Sprache. Er setzt Bild neben Bild. Im Oktober schreibt er von Würzburg aus und schildert die Gegend, die Brücke über den Strom, die Stadt. „Hinter ihr ziehen in Halbkreisen Bergketten heran, und nähern sich freundlich, als wollten sie sich die Hände geben, wie ein paar alte Freunde nach einer lange verflossenen Beleidigung. Aber der Main tritt zwischen sie, wie die bittere Erinnerung, und sie wanken, und keiner wagt es, zuerst heranzutreten und beide folgen langsam dem scheidenden Strom, wehmütige Blicke über die scheidende Wand werfend." Dann vergleicht er die Stadt mit einem Amphitheater, „oben in der Loge des Himmels stand Gott. Und aus dem Gewölbe des großen Schauspielhauses sank der Kronleuchter der Sonne herab und versteckte sich hinter die Erde; denn es sollte ein Nachtstück aufgeführt werden." Den Aufstieg zu einem Berge fand er ungewöhnlich erschwert; „sie hatten aus einem Weinberge alle Steine rechts und links in diesen Weg geworfen, das Aufsteigen zu erschweren — gerade, wie das Schicksal oder die Menschen mir auf dem Wege zum Ziele, das ich nun doch erreicht habe." — Wir wissen, welches Ziel er meint. — Der Main wandelt für seine Anschauung zwischen den beiden Ufern, wie ein Kind zwischen Vater und Mutter; die Citadelle bewacht die Stadt „wie ein Riese sein Kleinod," den Weg an den Außenwerken herum

vergleicht er mit einem Spion, der sich in jede Bastion krümmt, als ob er rekognoszieren wollte.

Dieselbe Last der Bilder finden wir in einem Gedichte zusammengetragen, das von Kleists Hand geschrieben einem Briefe desselben an seine Braut beigelegt ist, und diese über die erste Trennung trösten sollte. Das Glück, so heißt es dort, läuft nicht dem Menschen zu; das weist er nach am Jäger, am Knaben, der des Adlers königliche Brut sucht, am Fischer, am Bergmann, am Künstler, am Schiffer, am Kaufmann. „Auch zu der Liebe schwimmt nicht stets das Glück," die Liebe

> — muß des Wankelmutes Sandbank meiden,
> Geschickt des Mißtrau'ns spitzen Fels umgehn;
> Und mit des Schicksals wilden Wogen kämpfen
> Bis in des Glückes sichern Port sie läuft."

Die Bilderhaft müßte uns, auch wenn Kleist selbst keine Andeutungen gemacht hätte, darauf führen, daß jetzt eine andere Natur in ihm mächtig wurde. Dafür spricht auch seine bestimmte Abneigung gegen ein staatliches Amt. Bedenken dagegen weist er mit den Worten ab: „Wenn ich auf dieser Erde nirgends einen Platz finden sollte, so finde ich vielleicht auf einem andern Stern einen um so bessern." Übrigens weiß er von Würzburg aus seiner Braut für die Zukunft Sicheres mitzuteilen. Es ist anders geworden, nachdem er sie verlassen; „damals quälte mich das Bewußtsein, deine heiligsten Ansprüche nicht erfüllen zu können, und jetzt, jetzt .... doch still!.... Jetzt werde ich die Gattin beschreiben, die mich glücklich machen kann. Das ist die große Idee, die ich für dich im Sinne habe. In fünf Jahren, hoffe ich, wird das Werk fertig sein."

Auf dieses Werk, das in „fünf Jahren" fertig sein soll, Wechsel auf die Zukunft zu ziehen, ist freilich bedenklich; aber Kleist hatte sich einmal ein bestimmtes Ziel gesteckt und in seiner sorglosen, die materiellen Dinge unterschätzenden Art brachte er es fertig, das Zukünftige als Geschehenes hinzustellen.

Die Auffassung, welche die gewöhnlichen prosaischen Dinge in ihrem Werte unterschätzt, ist ihm sein ganzes Leben hindurch treu geblieben. Auch jetzt nach seiner Rückkunft in Berlin lebt er sorglos in den Tag hinein; seinen Angehörigen durfte er sich nicht offen als „Schriftsteller“ bekennen; das schien ihm noch verfrüht. Zu einer bestimmten Stellung mag er sich nun einmal nicht entschließen. Seiner Wilhelmine weiß er dafür so viele Gründe anzuführen, daß man daraus deutlich die Absicht merkt, sich selbst hinters Licht zu führen. Er verlangt nur eins: den Glauben an ihn.

Am Hofe sah man es ungern, daß der junge Adelige nicht sogleich seine Kraft dem Dienste des Vaterlandes weihte; auch der Minister hätte eine sofortige Anstellung lieber gesehen, als dies unthätige Warten. Um aber unbehelligt zu bleiben, wohnte Kleist im Winter den Sitzungen der technischen Deputation bei, was man ihm als außergewöhnliche Vergünstigung gestattete. Spätestens im Frühjahre hatte er sich dann bestimmt zu erklären.

Kleist lebte, wie er selbst berichtet, in Berlin ziemlich zurückgezogen. An Freunden fehlte es nicht; mit Brockes, mit den Offizieren Ernst von Pfuel und Rühle von Lilienstern, mit dem geistreichen, spottsprühenden Grafen zu Lippe verkehrte er in freundschaftlicher Geselligkeit. Auch in die litterarischen Kreise Berlins, bei den damals tonangebenden Jüdinnen Henriette Herz und Rahel Levin war er eingeführt. Dort fühlt er sich am wohlsten. Zwar klagt er, daß selbst seine Freunde ihn ganz und gar nicht verstehen; aber einerseits ist das eine ganz allgemein verbreitete Klage aller genialen Menschen, anderseits war dies seine eigene Schuld. Wie sollten seine Freunde ihn verstehen können, wenn die Scheu ihm den Mund verschloß! Unglücklich fühlte er sich in Gesellschaft, in der eleganten Welt, im Salon. Ihm fehlte der oberflächliche Geist. Eine tiefgehende Auffassung der Dinge war ihm Bedürfnis. Seine gesellschaftlichen Formen mögen der Glätte ermangelt haben, und wir können ihm

aufs Wort glauben, wenn er sagt, daß das „albernste Mädchen, der elendeste Elegant“ ihn in Schatten stellten. Doch konnte er sich über die zweifelhafte Ehre, den Salonmenschen darzustellen, leicht trösten. Aber auch in den gelehrten Kreisen, wohin er seitens früherer Frankfurter Professoren empfohlen worden war, fand er sich „ebensowenig heimisch als in den ungelehrten.“

Was ihn seit der Würzburger Reise am meisten beschäftigte, die anschauliche Sprache der Poesie, ist auch Gegenstand der Korrespondenz mit der Geliebten. Das arme Mädchen mußte nun auch in seinem Ideenmagazin nach Bildern haschen, damit ihm später die Arbeit leichter werde und sie immer Vergleiche und Bilder bei der Hand habe, sollte er eins brauchen. Die liebende Braut fand darin nichts Absonderliches. Auf alle Wunderlichkeiten des Verlobten ging sie ein; getreu dem Satze, das Weib soll dem Manne unterthänig sein, folgte sie ihm aus der Philosophie zur Poesie. Wenn Kleist ihre Liebe nur besser zu würdigen gewußt hätte! Er dachte wenig ideal von ihr. Das meiste erwartete er von der Zukunft, von dem, was er aus ihr machen würde durch seine pädagogische Pedanterie. Es klingt fast beleidigend, wenn er ihr schreibt: „Fahre fort, dich auszubilden; — ich freue mich darauf, daß ich dich nicht wiedererkennen werde, wenn ich dich wiedersehe.“

Wir sind im Januar 1801. Neben den Arbeiten in den technischen Sessionen scheint Kleist sich mit einem poetischen Versuche beschäftigt zu haben. Mag es nun das Schmerzenskind seiner Muse, der „Robert Guiskard“, oder sein zuerst veröffentlichtes Drama „Die Familie Schroffenstein“ gewesen sein, das mag dahin gestellt bleiben. Er berichtet, daß er ganz zurückgezogen lebe, daß seine Freunde selbst ihn nicht verstehen; da muß sein stets reger Geist sich wohl mit Schöpfergedanken getragen haben. Und aus den widersprechenden Seelenstimmungen, die sich in den Briefen spiegeln, aus den Verzweiflungsschreien einer sich selbst nicht genügenden Kraft,

die an mächtigen Entwürfen mühsam schafft, die gern das Höchste erreichen und vollbringen möchte, aus allem diesem geht hervor, daß der Versuch mißlang. Da fällt er ins entgegengesetzte Extrem. Die er früher mit Verachtung von sich gewiesen, und um deretwillen er damals geflohen aus dem friedlichen häuslichen Kreise, die Wissenschaften, sie erscheinen jetzt seiner suchenden Seele, und er hält sie fest mit der Kraft, mit der er alles an alles zu setzen pflegt. Die Wissenschaften hatten sein Ich harmonisch ausbilden sollen; jetzt suchte er in ihnen die unwandelbare, ewige Wahrheit. Er griff ernstlich zur Kantischen Philosophie. Und da fand er die ihn erschütternde Wahrheit: Wir können nie die Dinge an und für sich erkennen, wir erkennen und beurteilen sie nur nach dem, was sie uns scheinen. Ewige Wahrheiten sind unserem Geiste verschlossen.

Was uns heute vielleicht überraschend erscheint: vor dieser Kunde versank ihm alles. Es blieb ihm nur noch die Verzweiflung. Philosophie, die kaum erprobte Kunst, die Welt, das Ich, alles schwand dahin. Zu sehr war er gewöhnt, die Erforschung der Wahrheit zum Lebenszweck zu stempeln; nun, da ihm die Erreichung dieses Zweckes unmöglich erschien, faßte es ihn wie Wahnsinn. Wie sehr ihm früher Bildung und Wahrheit hochgestanden, das schildert er seiner Braut: „Das Bestreben, nie auch einen Augenblick hienieden still zu stehen und immer unaufhörlich einem höheren Grad von Bildung zuzuschreiten, ward bald das einzige Prinzip meiner Thätigkeit. Bildung schien mir das einzige Ziel, das des Bestrebens, Wahrheit der einzige Reichtum, der des Besitzes würdig sei.“ Und nun „seit diese Überzeugung nämlich, daß hienieden keine Wahrheit zu finden ist, vor meine Seele trat, habe ich kein Buch wieder angerührt. Ich bin unthätig in meinem Zimmer umhergegangen, ich habe mich an das offene Fenster gesetzt. Ich bin hinaus gelaufen ins Freie, eine innerliche Unruhe trieb mich zuletzt in Tabagien und Kaffeehäuser, ich habe Schauspiele und Konzerte besucht, um mich zu zer-

streuen, ich habe sogar, um mich zu betäuben, eine Thorheit begangen, die dir Karl lieber erzählen mag als ich; und eins war der einzige Gedanke, den meine Seele in diesem äußeren Tumulte mit glühender Angst bearbeitete, immer nur dieser: dein einziges, dein höchstes Ziel ist gesunken!"

Und weil alles nichts nützte, die qualvollen Gedanken zu vertreiben, ersinnt er ein Neues; „in dieser Angst fiel mir ein Gedanke ein. Liebe Freundin, laß mich reisen."

Diesmal sollte es weiter gehen, als vormals nach Würzburg; die „Krisis" sollte gründlich überstanden werden. Nach Paris wollte er reisen, über die Schweiz nach Deutschland zurückkehren. Denn er hofft zuversichtlich, daß er in der Fremde, wo er unter den vielen unbeobachtet bleibt, seine Ruhe wiederfinden werde. Fast sollte man es aussprechen, daß diese Haltlosigkeit des Innern, diese zügellose Reisesucht, die sich anläßt wie eine tolle Flucht vor einem verfolgenden Wahne, der doch im Geiste wohnt, eher Beobachtungsmomente für den Psychiater sind, denn für den Historiker. Es zieht sich fast durch den ganzen Lebensgang des Dichters wie Irrleuchten des Wahnsinns. Heutzutage will man ja auch gefunden haben, daß zwischen Genie und Irrsinn kein qualitativer, sondern nur ein Gradunterschied besteht.

Es schien ein böser Stern über Kleist zu walten. Wie er, durch die Not des Augenblicks gedrängt, sich dennoch auf die Reise gefreut, wie schon die Vorbereitungen darauf anregend seinen Geist beschäftigten, so sonderbar verstimmend fing nun der ganze Plan an. Er wollte allein sein unter Wildfremden; jetzt erinnerte er sich, daß er Ulrike einmal versprochen, sie auf eine größere Reise mitzunehmen. Er kannte Ulrike zu gut, um bei ihrer leidenschaftlichen Reiselust zu wissen, daß er sie tödlich verletzte, wenn er ihr keine Einladung sandte. Und um seinem Versprechen nachzukommen, lädt er sie ein, freilich mit dem Hintergedanken, die Plötzlichkeit dieser großen Reise schrecke sie ab; zudem teilte er mit, daß sie in ihm nur einen „traurigen Gesellschafter"

finden werde. Doch die mutige, selbstbewußte Ulrike giebt ihre Einwilligung. Es mag ihr auch der Gedanke nahe gelegen haben, der Bruder bedürfe bei seiner schwankenden Individualität eines sicheren Begleiters, und sie, die mit Vorliebe Männerkleider trug, und nie dem Liebeswahn unterlegen, hielt sich für sicher und stark genug, Heinrich zu begleiten.

Damals mußte zu Reisen ins Ausland der Minister des Auswärtigen Pässe ausfertigen, auf denen der Reisezweck genau bezeichnet war. Vor diese Notwendigkeit gestellt, gab Kleist das Studium der Mathematik in Paris als Zweck seiner Reise an. Daß er daran im Ernst nicht dachte, liegt auf der Hand. Gern hätte er noch den ganzen Plan aufgegeben; aber schon gab man ihm Aufträge nach Paris, die Gesellschaft sprach von seiner Reise — die Geister, die er heraufbeschworen, wurde er nun nicht los.

Viel lieber hätte er gesehen, daß seine Braut mit ihm jetzt gleich in Frankreich sich verbunden hätte, wenn wir seinem Vorschlag in einem Briefe an sie glauben dürfen. Für die ersten Jahre würde ihr beiderseitiges Vermögen den Haushalt bestreiten, dazu käme noch Honorar für — Unterrichtserteilung in deutscher Sprache. Übrigens hoffte er „längstens in sechs Jahren" Geld zu verdienen. Dann wieder sagte er, in Frankreich erlerne er am besten das Französische, „um die Kantische Philosophie in Frankreich bekannt zu machen". Dies letztere klingt wie bittere Ironie.

In der Mitte des April ging die Reisegesellschaft, Kleist und Ulrike, begleitet von einem Diener, von Berlin aus zunächst nach Dresden. Das Elb-Athen machte auf Kleist einen großen Eindruck. Die künstlerische Atmosphäre der Stadt zog ihn an. „Die Bildergalerie, die Gipsabgüsse, das antike Kabinett, die Kupferstichsammlung, die Kirchenmusik in der katholischen Kirche, das alles waren Gegenstände, bei deren Genuß man den Verstand nicht braucht, die allein nur auf Sinn und Herz wirken. Mir war so wohl bei diesem

ersten Eintritt in diese für mich neue Welt von Schönheit," schreibt er aus Dresden an seine Braut. Ganz besonders wirkte auf ihn der katholische Kultus. „Nirgends fand ich mich aber in meinem Innern so gerührt, als in der katholischen Kirche, wo die größte, erhabenste Musik zu den andern Künsten tritt, um das Herz gewaltig zu bewegen.... Ach, nur einen Tropfen Vergessenheit und mit Wollust würde ich katholisch werden." In diesen Worten verrät sich die Sehnsucht des Künstlers nach Bethätigung in göttlich-idealer Sphäre; ohne dem letzten Ausruf irgend besondere, wirkliche Absicht unterzuschieben, sei hier bemerkt, daß Kleists religiöse Anschauungen sehr frei waren.

In Dresden war es die Familie von Schlieben, der sich die Geschwister während ihres Aufenthalts anschlossen. Es war eine ruhige, nicht sehr begüterte Adelsfamilie, eine Witwe mit zwei Töchtern, deren älteste, Henriette, Kleist ein „herzliches Wohlwollen und reine Teilnahme entgegenbrachte".

Von Dresden aus wurden Ausflüge in die herrliche Umgebung gemacht, Moritzburg und Pillnitz besucht, und in Freiberg sah man sich das Bergwerk an, nicht aus Interesse, sondern weil jeder, der Freiberg berührte, auch nach seinem Bergwerk gefragt wurde. In Aussig stiegen sie in das Boot und fuhren auf der Elbe nach Dresden zurück. Wieder schildert Kleist mit einer überschwenglichen Bilderfülle die Schönheiten der Gegend; er preist die glücklichen, bedürfnislosen Fischer am Strande. „Ist dir das nicht so reizend und rührend wie mir?" fragt er die Braut. „Könntest du bei diesem Glück nicht alles aufgeben, was jenseits der Berge liegt? Ich könnte es. Ich sehne mich unaussprechlich nach Ruhe."

Nach rührendem Abschied von der „armen, freundlichen und guten" Familie Schlieben ging die Reise weiter über Leipzig nach Halberstadt. Hier wohnte Gleim. Kleist besuchte ihn und war mit der herzlich-freundlichen Aufnahme, die er fand, sehr zufrieden; im Herzen mag er den berühmten Dichter beneidet haben. Die Reise führte weiter über

Kassel und Frankfurt an den Rhein. Im Städtchen Butzbach machte das Geschrei eines Esels die Pferde scheu, sie gingen durch und der Wagen stürzte um; nur wie durch ein Wunder entgingen die Geschwister dem Tode. Die Fahrt von Koblenz nach Köln brachte einen Sturm auf dem Rheine; und doch fand Kleist die Gegend „schön wie einen Dichtertraum.“

Am 1. Juli kamen sie in Paris an. Was Kleist hierhergetrieben, eine tötende Flucht vor sich selbst, die Qualgedanken, die er im großartigen Getriebe des „Weltbabels“ abzuschütteln geglaubt hatte, das trat nun mit größerer Gewalt an ihn heran. Das betäubende Leben und die krasse Eigenliebe der Großstadtbewohner berührten ihn, der mit dichterisch-scharfem Auge überall tiefer sah, mit Widerwillen. Die Wissenschaften, denen er anfangs, um des angeblichen Reisezweckes willen, äußerlich nachging, ekelten ihn geradezu an, und dieser Ekel steigerte sich fast zum Wahnsinn. Im Innern rang er mit den Bildern und Gestalten seines Ideals, seines „Robert Guiskard.“

Das ist das „Kind,“ das er wie eine vestalische Priesterin im Gewölbe beim Schein der Lampe bewahrt. Seiner Braut möchte er es wohl heimlich zeigen; doch muß es erst groß sein unter den Menschen, darum geht er über unbestimmte Andeutungen nicht hinaus. Dieses Ideal, dem er nachhaschte mit zitternden Händen, entschwebte ihm, und es ist anzunehmen, daß er schon in Paris einmal das Manuskript des Robert Guiskard verbrannt hat. Dann kommt ihm plötzlich der Gedanke, Landwirt zu werden. Er redet seiner Schwester davon, die ihm aber energisch widerspricht und in „peinlichen Scenen“ den Kopf zurecht zu setzen sucht. Aber er ist nicht so leicht zu belehren. Am 10. Oktober macht er sogar seiner Braut den Vorschlag. „Weißt du, was die alten Männer thun, wenn sie fünfzig Jahre um Reichtümer und Ehrenstellen gebuhlt haben? Sie lassen sich auf einen Herd nieder und bebauen das Feld. Dann, und dann erst nennen sie

sich weise. — Sage mir, könnte man nicht klüger sein, und früher dahin gehen, wo man am Ende doch soll?" Und wie alles bei ihm kurz und klar abgemacht werden sollte, so verlangte er sofortige Entscheidung. Den Winter wollte er noch in Paris verbringen, im Frühjahr sollte sich dann der Plan in der Schweiz verwirklichen. Hier beginnt die Lösung des Liebesverhältnisses, dem man von Anfang an das resultatlose Ende hätte voraussagen können. Denn wo Hochachtung und Wertschätzung nicht gegenseitig sind, da kann die Liebe nicht dauernd sein. Wie sehr auch die Braut Kleist geliebt (was wir auch von ihm bestimmt wissen), wie sehr sie sich allen seinen Launen unterworfen, hier folgte sie nicht. Sie antwortet nicht einmal auf den neuen Vorschlag. Die Unrast aber trieb Kleist noch im Winter aus Paris fort; noch einmal schildert er der Braut die Wonnen des Landlebens, des Lebens, das er mit ihr zusammen beginnen wollte. Aber Wilhelmine erklärte, daß sie einen solchen Schritt nur mit Einwilligung ihrer Eltern thun würde. Kleist antwortet gekränkt fünf Monate nicht. Dann folgt noch ein kurzer, kalter Absagebrief aus der Schweiz an sie, die in einem neuen Briefe bewiesen, daß sie mit alter Liebe und Treue an ihm hängt. So hatte denn der Ungestüme dem edelsten Mädchen den Abschied gegeben; nie mehr erwähnt er die Braut in seinen Briefen.

Wenngleich die Schwester mit allen Mitteln strebte, den Dichter „auf den rechten Weg" zurückzuführen, mit dem Eigensinn seiner herrischen Natur führte er wenigstens die einleitenden Schritte zu seinem Plane aus. Bis Frankfurt am Main begleitete er die zurückkehrende Ulrike; ihr ganz in die Heimat zu folgen, hätte er nimmer gethan. Er fürchtete das Kopfschütteln und die weisen Bemerkungen der Spießbürger, in deren Augen er als ein Umherstreicher und Sonderling erscheinen mußte. Nicht eher wollte er unter sie treten, bis ihm der Ruhmeskranz auf der Stirne blühte.

Von Frankfurt am Main aus wanderte Kleist mit dem Verlobten der Dresdener Freundin Karoline von Schlieben,

dem Maler Lohse, den Rhein hinauf nach Basel. Sein Reisebegleiter war ein Mann von rauhen Sitten, aber von gutem, treuem Herzen. Am 19. November trafen sie in Basel ein; es war „finstere Nacht“, „Nahes und Fernes, alles war so dunkel.“ In Basel suchte Kleist Heinrich Zschokke auf, der durch seinen früheren Aufenthalt in Frankfurt der Familie bekannt war. Zschokke aber war nach Bern gegangen; deshalb zog Kleist dorthin. Die Aufnahme war überaus freundlich bei dem treuherzigen Schweizer. Dieser erklärt später Kleist als die „schönste Erscheinung in seinem Leben, weil sie immer nur den reinsten Seelenadel in seinem gemütlichen, zuweilen schwärmerischen, träumerischen Wesen zeigte.“ Der Plan Kleists, sich in der Schweiz anzukaufen, fand an Zschokke einen eifrigen Förderer. Durch seine öffentliche Stellung in der Schweiz war es ihm möglich, dem unerfahrenen Ankäufer Vorschub zu leisten. In der ersten Hälfte des Januar schon schreibt Kleist an die Schwester, daß er ein Landhaus unter sehr günstigen Bedingungen am Thuner See kaufen könne, wenn sie ihm den Kaufpreis von 3500 Reichsthalern vorstrecken wolle, „so bald als möglich.“ Ulrike scheint jedoch nicht so schnell bei der Hand gewesen zu sein; denn im Februar, wo wir Kleist in Thun finden, hat er ganz andere Gedanken.

Er hatte nämlich den Plan, sich in der Schweiz anzukaufen, fallen lassen. Weil es gar nicht unmöglich war, daß die Franzosen Herren der Schweiz werden könnten — man erinnere sich der damaligen Zeitverhältnisse, an den Anfang des Jahres 1802 — so hatte ihm der bloße Gedanke an diese Möglichkeit den ganzen Plan verleidet. Überdies war etwas ganz anderes in den Vordergrund seines Interesses getreten.

In Bern hatte er nämlich dichterisch veranlagte Freunde gefunden, denen er endlich sein Inneres zeigen durfte: Ludwig Wieland, den Sohn des berühmten Dichters, und Heinrich Geßner, den Sohn des Buchhändlers. Die Jüng-

linge, zu denen sich noch der ältere Zschokke gesellte, alle von dem gleichen, idealen Streben beseelt, hielten regelmäßige Zusammenkünfte ab; durch Vorlesen ihrer Geistesschöpfungen suchten und fanden sie gegenseitige Anregung. „Die Familie Schroffenstein" hatte Kleist nahezu vollendet mitgebracht. Er las sie vor und hatte die Freude, daß die Freunde sein Genie rückhaltlos bewunderten, wenn auch der komische, unerwartete Schluß so sehr die Lachmuskeln der übermütigen Zuhörer reizte, daß der Vorleser selbst in Heiterkeit ausbrach.

Kleist wollte auf die wohlgemeinten Ausstellungen hin an dem Werke feilen, überhaupt aber das ganze Stück umarbeiten. Wieland hatte ihm nämlich den Rat gegeben, die Handlung, die ursprünglich in Spanien spielte, in ein deutsches Land, etwa nach Schwaben zu verlegen, welchem Ratschlage Kleist folgte. Aber in Bern fand er nicht die Ruhe, deren er zum gedeihlichen Arbeiten notwendig bedurfte. Deshalb nahm er Wohnung auf der Deloseainsel am Ausfluß des Thuner Sees, ganz nahe bei Thun. Einsam und still wohnte er hier auf der einen Spitze der Insel, während auf der andern nur noch eine Fischersfamilie, Stettler, hauste, aus deren Hause Kleist zur Führung des Haushaltes eine Tochter, das „Mädeli", „lieblich wie ihr Taufname," bei sich hielt. Und hier, von Februar bis Mai mag er glückliche Tage verlebt haben, ganz in der frühlingserwachten, großartigen Gebirgsnatur, fern von der Welt, in die er gar nicht zu passen schien. „Zuweilen doch kommen Geßner oder Zschokke oder Wieland aus Bern, hören etwas von meiner Arbeit und schmeicheln mir —"; er lebt wohlfeil und kommt selten unter die Menschen, nur Sonntags, wenn er mit seinem „Mädeli" zur Kirche geht.

Aber mitten im fröhlichen, rüstigen Schaffen kommen ihm trübe Gedanken. „Ich würde ganz ohne alle widrigen Gefühle sein, wenn ich nicht, durch mein ganzes Leben daran gewöhnt, sie mir selbst verschaffen müßte; so habe ich jetzt zum Beispiel eine seltsame Furcht, ich möchte sterben, ehe

Die Auffassung, welche die gewöhnlichen prosaischen Dinge in ihrem Werte unterschätzt, ist ihm sein ganzes Leben hindurch treu geblieben. Auch jetzt nach seiner Rückkunft in Berlin lebt er sorglos in den Tag hinein; seinen Angehörigen durfte er sich nicht offen als „Schriftsteller“ bekennen; das schien ihm noch verfrüht. Zu einer bestimmten Stellung mag er sich nun einmal nicht entschließen. Seiner Wilhelmine weiß er dafür so viele Gründe anzuführen, daß man daraus deutlich die Absicht merkt, sich selbst hinters Licht zu führen. Er verlangt nur eins: den Glauben an ihn.

Am Hofe sah man es ungern, daß der junge Adelige nicht sogleich seine Kraft dem Dienste des Vaterlandes weihte; auch der Minister hätte eine sofortige Anstellung lieber gesehen, als dies unthätige Warten. Um aber unbehelligt zu bleiben, wohnte Kleist im Winter den Sitzungen der technischen Deputation bei, was man ihm als außergewöhnliche Vergünstigung gestattete. Spätestens im Frühjahre hatte er sich dann bestimmt zu erklären.

Kleist lebte, wie er selbst berichtet, in Berlin ziemlich zurückgezogen. An Freunden fehlte es nicht; mit Brockes, mit den Offizieren Ernst von Pfuel und Rühle von Lilienstern, mit dem geistreichen, spottsprühenden Grafen zu Lippe verkehrte er in freundschaftlicher Geselligkeit. Auch in die litterarischen Kreise Berlins, bei den damals tonangebenden Jüdinnen Henriette Herz und Rahel Levin war er eingeführt. Dort fühlt er sich am wohlsten. Zwar klagt er, daß selbst seine Freunde ihn ganz und gar nicht verstehen; aber einerseits ist das eine ganz allgemein verbreitete Klage aller genialen Menschen, anderseits war dies seine eigene Schuld. Wie sollten seine Freunde ihn verstehen können, wenn die Scheu ihm den Mund verschloß! Unglücklich fühlte er sich in Gesellschaft, in der eleganten Welt, im Salon. Ihm fehlte der oberflächliche Geist. Eine tiefgehende Auffassung der Dinge war ihm Bedürfnis. Seine gesellschaftlichen Formen mögen der Glätte ermangelt haben, und wir können ihm

aufs Wort glauben, wenn er sagt, daß das „albernste Mädchen, der elendeste Elegant" ihn in Schatten stellten. Doch konnte er sich über die zweifelhafte Ehre, den Salonmenschen darzustellen, leicht trösten. Aber auch in den gelehrten Kreisen, wohin er seitens früherer Frankfurter Professoren empfohlen worden war, fand er sich „ebensowenig heimisch als in den ungelehrten."

Was ihn seit der Würzburger Reise am meisten beschäftigte, die anschauliche Sprache der Poesie, ist auch Gegenstand der Korrespondenz mit der Geliebten. Das arme Mädchen mußte nun auch in seinem Ideenmagazin nach Bildern haschen, damit ihm später die Arbeit leichter werde und sie immer Vergleiche und Bilder bei der Hand habe, sollte er eins brauchen. Die liebende Braut fand darin nichts Absonderliches. Auf alle Wunderlichkeiten des Verlobten ging sie ein; getreu dem Satze, das Weib soll dem Manne unterthänig sein, folgte sie ihm aus der Philosophie zur Poesie. Wenn Kleist ihre Liebe nur besser zu würdigen gewußt hätte! Er dachte wenig ideal von ihr. Das meiste erwartete er von der Zukunft, von dem, was er aus ihr machen würde durch seine pädagogische Pedanterie. Es klingt fast beleidigend, wenn er ihr schreibt: „Fahre fort, dich auszubilden; — ich freue mich darauf, daß ich dich nicht wiedererkennen werde, wenn ich dich wiedersehe."

Wir sind im Januar 1801. Neben den Arbeiten in den technischen Sessionen scheint Kleist sich mit einem poetischen Versuche beschäftigt zu haben. Mag es nun das Schmerzenskind seiner Muse, der „Robert Guiskard", oder sein zuerst veröffentlichtes Drama „Die Familie Schroffenstein" gewesen sein, das mag dahin gestellt bleiben. Er berichtet, daß er ganz zurückgezogen lebe, daß seine Freunde selbst ihn nicht verstehen; da muß sein stets reger Geist sich wohl mit Schöpfergedanken getragen haben. Und aus den widersprechenden Seelenstimmungen, die sich in den Briefen spiegeln, aus den Verzweiflungsschreien einer sich selbst nicht genügenden Kraft,

die an mächtigen Entwürfen mühsam schafft, die gern das Höchste erreichen und vollbringen möchte, aus allem diesem geht hervor, daß der Versuch mißlang. Da fällt er ins entgegengesetzte Extrem. Die er früher mit Verachtung von sich gewiesen, und um deretwillen er damals geflohen aus dem friedlichen häuslichen Kreise, die Wissenschaften, sie erscheinen jetzt seiner suchenden Seele, und er hält sie fest mit der Kraft, mit der er alles an alles zu setzen pflegt. Die Wissenschaften hatten sein Ich harmonisch ausbilden sollen; jetzt suchte er in ihnen die unwandelbare, ewige Wahrheit. Er griff ernstlich zur Kantischen Philosophie. Und da fänd er die ihn erschütternde Wahrheit: Wir können nie die Dinge an und für sich erkennen, wir erkennen und beurteilen sie nur nach dem, was sie uns scheinen. Ewige Wahrheiten sind unserem Geiste verschlossen.

Was uns heute vielleicht überraschend erscheint: vor dieser Kunde versank ihm alles. Es blieb ihm nur noch die Verzweiflung. Philosophie, die kaum erprobte Kunst, die Welt, das Ich, alles schwand dahin. Zu sehr war er gewöhnt, die Erforschung der Wahrheit zum Lebenszweck zu stempeln; nun, da ihm die Erreichung dieses Zweckes unmöglich erschien, faßte es ihn wie Wahnsinn. Wie sehr ihm früher Bildung und Wahrheit hochgestanden, das schildert er seiner Braut: „Das Bestreben, nie auch einen Augenblick hienieden still zu stehen und immer unaufhörlich einem höheren Grad von Bildung zuzuschreiten, ward bald das einzige Prinzip meiner Thätigkeit. Bildung schien mir das einzige Ziel, das des Bestrebens, Wahrheit der einzige Reichtum, der des Besitzes würdig sei.“ Und nun „seit diese Überzeugung nämlich, daß hienieden keine Wahrheit zu finden ist, vor meine Seele trat, habe ich kein Buch wieder angerührt. Ich bin unthätig in meinem Zimmer umhergegangen, ich habe mich an das offene Fenster gesetzt. Ich bin hinaus gelaufen ins Freie, eine innerliche Unruhe trieb mich zuletzt in Tabagien und Kaffeehäuser, ich habe Schauspiele und Konzerte besucht, um mich zu zer-

neutral zu bleiben. Während Sylvester und seine Gemahlin Gertrud die Tragweite des Geschehenen erwägen, hat Johann in seinem Liebeswahnsinn Agnes verfolgt; unter dem Thore von Warwand erreicht er sie und drängt ihr einen Dolch auf, ihn zu töten. Auf das Hilfegeschrei des verwirrten Mädchens erscheint Jeronimus und schlägt Johann nieder. Agnes bekennt den bestürzten Eltern, daß sie auf ihrem Spaziergang einen anderen Ritter getroffen; Jeronimus weiß, daß es Ottokar ist. Die Mutter warnt vor ihm.

Doch die Liebe läßt sich nicht raten und bannen. Im nächsten Aufzug finden wir Ottokar und Agnes in einer Höhle zusammen. Agnes ist zuerst noch in dem Irrtum befangen, Ottokar strebe ihr nach dem Leben. Den Trunk aus der Quelle, mit dem er die Erschöpfte erquicken will, hält sie für Gift. Es schmeckt ihr „wie Arznei fürs Elend“. Sie weiß seinen Namen, und daß er dem ganzen Hause Sylvesters den Tod geschworen; sie will gerne mit ihm sterben. Doch sie muß ihren grundlosen Verdacht aufgeben, und jetzt sinnen beide, wie dem unheilvollen Streite der Väter Einhalt gethan werden könne. Die frohe Zuversicht der Jugend kommt wieder; sie sind wie Kinder, die bald ihren Mutwillen wieder spielen lassen, wenn das Schicksal „gleich einem strengen Lehrer ein freundlich Gesicht“ macht. Er will in dem Dorfe, wo die angeblichen Mörder des Brüderchens wohnen, nachforschen, sie eilt hin, Johann, von dessen Unschuld Ottokar sie überzeugt hat, im Kerker treu zu pflegen. — Zwei Wanderer haben in Rossitz die Nachricht von der Ermordung des Herolds in Warwand, sowie von Johanns Einkerkerung gebracht. Daß Jeronimus ihn niedergeschlagen, wundert Rupert nicht; denn „der graue Geck freit um die Tochter“. Er läßt sich zu dem Lager eines dritten Zeugen hinführen; währenddem erscheint Jeronimus im Schlosse, und Eustache, die Gemahlin Ruperts, erfährt von ihm Ottokars Liebe zu Agnes. Schon ist sie froh, daß auf diese Art der ganze Streit seinen friedlichen Ausgang

finden könne: da kommt Rupert. Er sieht Jeronimus und erblaßt; dem folgenden Diener Santing giebt er geheimen Befehl. Die nun folgende Scene ist meisterhaft. Mit kaltem Hohn hört er Jeronimus an, mit kaltem Hohn giebt er zu dem Plane, sich mit Sylvester auszusöhnen, sein Ja, wenn Jeronimus Sylvester noch einmal zu sehen bekäme, und kalt, grausam bleibt er im Zimmer stehen, indes unten vom Schloßhofe die Keulenschläge derer heraufsönen, die Jeronimus töten. Ein Wort kostete es ihn, Jeronimus zu retten, und Eustache am Fenster bittet ihn beweglich und flehentlich darum; aber er spricht es nicht.

Wenigstens nach außen hin suchen in der ersten Scene des vierten Aufzugs Rupert und Eustache den Mord an Jeronimus auf andere Schultern zu wälzen. Santing muß in den Turm; freilich soll ihm dafür „später das schöne Gebirgslehen“ nicht entgehen. Wer zuerst den Ritter getroffen, dessen Haupt sei dem Schwerte verfallen. Doch da zeigt sich der Fluch der bösen That: eine Kammerzofe und noch zwei andere haben gehört, wie Rupert Santing direkten Befehl gegeben. In ihrer Sorge zur friedlichen Beilegung des unheilvollen Krieges bekennt Eustache, daß Ottokar und Agnes sich lieben, daß sie sich im Gebirge treffen. Das ist dem ganz entmenschten Rupert „ein Umstand von Bedeutung“, daß er sich nämlich der Tochter seines Todfeindes bemächtigen könne. — Nach Warwand ist inzwischen die Nachricht von Jeronimus' Ermordung hingedrungen, und Sylvester beschließt, noch in der Nacht Rossitz zu überfallen.

Ottokar tritt bei seinen Nachforschungen in dem Dorfe, bei dem Peter tot aufgefunden wurde, in eine Bauernhütte ein, wo ein Mädchen, Barnabe, einen Kindesfinger kocht, der nach der abergläubischen Meinung der Leute „die drei Wünsche“ erfüllbar machen konnte. Die Vermutung Ottokars wird zur Gewißheit: Peter ist ertrunken und die abergläubische Mutter Ursel hat den Finger abgeschnitten. Dem Jüngling enthüllt sich die Lösung des schrecklichen Streites;

aber vielleicht kommt diese Lösung zu spät. Er läßt durch Barnabe Agnes in die bekannte Höhle bestellen. — Rupert und Santing streifen durchs Gebirge; Ottokar ist entschlossen, seinem Vater des Rätsels Lösung zu bringen. Dieser jedoch hat Befehl gegeben, Ottokar ins Gefängnis zu setzen, weil er von dem Hitzkopf Störung seiner Pläne befürchtete. Schon eingekerkert, entdeckt ihm die Mutter den schwarzen Plan des Vaters; der kühne Jüngling springt aus dem fünfzig Fuß hohen Turmfenster, mit dem Ausruf: „Das Leben ist viel wert, wenn man's verachtet! Ich brauch's!" — So hatte ja auch Kleist früher gesagt.

Nun beginnt der letzte Akt mit der seltsam schönen, hinreißend poetischen Scene, in der die Liebenden in der Höhle die Kleider wechseln. Die Freuden der Brautnacht schildert der todesfrohe, opfermutige Jüngling mit brennenden Farben; dabei steht Barnabe am Eingange der Höhle und hält Wache. Als die Verfolger kommen, trägt Agnes Ottokars Mantel und Helm; sie geht ruhig aus der Höhle, während der mordlustige Rupert seinem eigenen Sohne, den er im Frauenkleid und Hut für Agnes hält, das Schwert in den Busen stößt.

An der Höhle vorbei zieht in gespenstischem Zuge der Troß der Reisigen aus Warwand; Rupert und Santing eilen, auf ihr Schloß zu kommen. Vor dem Zuge der Ritter suchen Agnes und Barnabe Schutz in der Höhle. Verzweifelnd findet dort Agnes den ermordeten Geliebten. Sylvester tritt in die Höhle mit einem seiner Reisigen. Am Boden liegt Ottokar in Agnes Kleidung; dabei eine Gestalt mit Helm und Mantel: das ist Ottokar, der Agnes getötet — der zornige Vater erschlägt seine eigene Tochter. Und nun erscheint das ganze Personal des Dramas in der Höhle: Rupert und Santing werden von Rittern Sylvesters gefangen hereingeführt; Gertrude und Eustache haben den Tod ihrer Kinder vernommen und fliegen zu den Leichen; Johann, der wahnsinnig geworden, führt den blinden Großvater herbei,

der die Verwechslung der Leichname sonderbarer Weise zuerst entdeckt. Und indem nun den beiden Vätern plötzlich zum schrecklichen Bewußtsein kommt, daß sie ihre eigenen Kinder erschlagen, tritt auf einmal die alte Ursel herein, wirft einen Kindesfinger mitten auf die Bühne und verschwindet! Sie wird aber wieder herbeigeführt, und klärt das ganze unselige Mißverständnis auf; darauf versöhnen sich die Männer, umarmen sich die Weiber .... und der wahnsinnige Johann erhält in diesem tollen Schlusse das letzte Wort: „Geh, alte Hexe, geh, du spielst gut aus der Tasche. Ich bin zufrieden mit dem Kunststück. Geh!"

Mit dem Schluß kann nun keiner zufrieden sein, als eben höchstens der wahnsinnige Johann. Gleichsam wie Heine oft die schönsten Gefühle mit einer platten Ironie hinweggrinsen konnte, so scheint den Dichter mehr die Sucht, originell und auffallend zu sein, angetrieben zu haben, diesen Harlekinssprung hinter die Coulissen zu machen. Das Künstlerische, das ästhetische Rechtsgefühl hat ihn nicht geleitet. Man darf es dem jungen, erfolgbedürftigen Poeten nicht anrechnen.

Entworfen und abgefaßt zu einer Zeit, da der Dichter seinem höchsten Ideale nachstrebte, verrät dieses Erstlingswerk trotz mancher offenbaren Mängel der Anfängerschaft den zukünftigen echten Dramatiker. Wenn Kleist gelegentlich schreibt: „es ist eine elende Scharteke," so mag er selbst nicht recht daran geglaubt haben. Denn bei allen Wunderlichkeiten und teilweisen Härten ist es ein achtenswertes Drama; reich an prächtig gelungenen Scenen und treffend in der Charakteristik seiner Personen, schon um seiner Idee willen interessant.

Wir versagen es uns, weiter analysierend und erläuternd auf die „Familie Schroffenstein" einzugehen, wir unterlassen es, Ähnlichkeiten bei andern Dramatikern anzuführen, weil solche Vergleiche immer, wenn sie, wie bei Kleist, einer echten Dichternatur gegenüber gemacht werden, hinken. Nur er-

wähnen wir noch, daß die Bilderübungen gute Früchte getragen haben, daß wir hier in Dialog und Charakteristik bereits sämtliche Kunstgriffe Kleists finden können, und daß unser Drama freudige Begrüßung und Bewunderung auf der einen, Abscheu und Widerwillen auf der andern Seite hervorrief.

Zuerst erschien „Die Familie Schroffenstein" anonym bei Heinrich Geßner in Bern und Zürich. In Kotzebues Organ, dem „Freimütigen", fand das Drama, wie man kaum hätte vermuten sollen, eine glänzende Besprechung. Man kann sich auch kaum einen größeren Gegensatz denken als den zwischen einem Kotzebueschen Lust- oder Rührspiel und dem kraftstrotzenden Kleistischen Trauerspiel! Kotzebue spielte den unbekannten Dichter in seiner litterarischen Fehde gegen Goethe aus; Kleist war offenbar erfreut über die Anerkennung im „Freimütigen"; er schreibt an Ulrike: „Lest doch einmal im 34. oder 36. Blatt des „Freimütigen" den Aufsatz: Erscheinung eines neuen Dichters, und ich schwöre euch, daß ich noch viel mehr von mir weiß als der alberne Kauz, der Kotzebue. Frage aber mit Behutsamkeit nach diesem Blatt, damit der litterarische Spürhund, der Merkel, nicht rieche, wer der neue Dichter sei. Es darf überhaupt niemand, als etwa meine allernächsten Verwandten erfahren, und unter diesen auch nur die verschwiegeneren.

Auch thut mir den Gefallen, und leset das Buch nicht. Ich bitte euch darum. Es ist eine elende Scharteke. Kurz, thut es nicht. Hört ihr?"

Die Todessehnsucht des Dichters schien sich in That umsetzen zu wollen: im Juni erkrankte er auf seiner idyllischen Insel. Jedenfalls hatte ihn sein übermäßiges Arbeiten, sein Ringen und Suchen nach dem höchsten Ziel derart angegriffen, daß sein Körper zuletzt den seelischen Kraftanstrengungen unterlag. Er mußte aus der friedlichen Einsamkeit nach Bern gebracht werden. Hier, im Hause des Doktor Wyttenbach, eines Freundes von Zschokke, lag er zwei Monate zum

Tode krank. Kaum genesen, sehnte er sich fort au
Schweiz", die seinem Bilde von Freiheit und
nicht entsprochen hatte. An seinen Onkel v. Pan
er diesmal, um die geliebte Schwester nicht z
„Mein lieber Pannwitz, ich liege seit zwei M
in Bern und bin um siebzig französische Louisd
darunter dreißig, die ich durch meine eigene A
hatte. Ich bitte Gott um den Tod und dich u
du auf meinen Hausanteil erheben magst.
mag nichts schreiben als dies Allernotwendigste
Sicherheit das Geld an den Doktor und Apotl
bach, meinen Arzt, einen ehrlichen Menschen,
auch zurückschicken wird, wenn ich es nicht n
Lebet wohl, lebet wohl, lebet wohl." — Ulrike
doch, und auf die Kunde davon eilte die treue
gleich ans Krankenlager ihres Bruders. Sie
nach Deutschland zurück, und mag ihm wohl
redet haben, wieder mit in das trauliche Famil
Frankfurt zurückzukehren; doch war er dazu au
gegebenen Gründen nicht zu bewegen. Ehe er e
Bahnbrechendes geleistet, ehe er nicht dem Wei
pier den „Kranz von der Stirne" gerissen, ehe
die Seinigen nicht mehr sehen.

Dann trieb's ihn auch, die gewaltigen Diosk
gesicht zu Angesicht zu sehen. Demnach reiste e
Weimar. Wieland wurde aufgesucht, dem er d
kehr mit seinem Sohne bekannt war. In Je
Schiller freundlich auf; in Weimar fühlte Goe
sehr von ihm angezogen, war aber zu sehr W
zuvorkommender Höfling, um es ihm gegenüb
lassen. Erst nach Jahren lesen wir sein Urtei
Kleist sogleich die ihm nun widerwärtige Wertl
entdeckt hätte.

In Weimar mietete sich Kleist ein Quarti
aber bald unangenehm wurde, so wenig entspr

scheidenen Bedürfnissen. Wieland hatte in Osmannstädt, Drei Stunden von Weimar, ein hübsches Landgut. Der jüngere Wieland, der schon vor Kleist die Schweiz hatte verlassen müssen, führte den Dichter zu Hause ein. Der alte Wieland brachte ihm ein offenes, gewinnendes Wesen entgegen. „Selbst zurückhaltender hingegen war Kleist" schreibt Wieland, „und etwas Rätselhaftes, Geheimnisvolles, das ieser in ihm zu liegen schien, als daß ich es für Affektation alten könnte, hielt mich in den zwei ersten Monaten unterer Bekanntschaft in einer Entfernung, die mir penibel war, nd vermutlich alles nähere Verhältnis zwischen uns abgebnitten hätte, wenn ich nicht durch meinen Sohn erfahren ätte, daß Kleist sich in seinem Quartier zu Weimar so schlecht efinde, daß er eine Einladung, die übrige Zeit, die er sich och in unserer Gegend aufzuhalten gedächte, bei mir in Osmannstädt zu wohnen, mit Dank annehmen würde." Kleist ohnte vom Januar 1803 an neun bis zehn Wochen in Osmannstädt, und vielleicht hätte ihn Gott Amor wieder gefelt, wenn er in seiner weltabgekehrten Stimmung mit m höchsten Ziele ringend, nur Augen für die Wirklichkeit habt hätte. Wielands hübsche Tochter sah den stillen, träuerischen Dichter gern, und auch der Alte besaß eine solche inneigung zu Kleist, daß er ihm gern seine Tochter gegeben tte. Wieland fiel eine sonderbare Zerstreutheit der Genken bei Kleist auf, die auf Augenblicke wieder der sprühendn Lebhaftigkeit Platz machte. Der Verschlossene erklärte dlich, daß er in solchen Augenblicken mit seinem Drama schäftigt sei. Nachdem ihn Wieland durch anteilnehmens Zureden vertraut gemacht hatte, brachte er ihn endlich hin, daß Kleist an einem Nachmittage einige Scenen aus m „Robert Guiskard" nach dem Gedächtnisse recitierte, über ren Schönheit und dramatische Kraft der jugendfrische, alte ieland in helle Begeisterung geriet. Aber er vermochte es cht, den ringenden Dichter zu bewegen, das Werk wenigstens nmal ganz niederzuschreiben, es komme wie es wolle.

Im Gegenteil, Kleist verzweifelte abermals a
Werke und an seiner Kraft, und wenn er in der erst
über Wielands Anerkennung schon beschlossen hatt
mannstädt so lange zu bleiben, bis der große Wurf
sei, so flieht er jetzt, im März 1803 von den Men
ihm mehr Liebe geboten, „als die ganze Welt
aufbringen kann" — und geht nach Leipzig. W
wollte, wußte er selber nicht. Um doch etwas zu th
er Unterricht in der Deklamation bei Kerndörffer.
die Kunst des Vortrags hoch, und begriff nicht,
ein Dichter darüber anderer Meinung hätte sei
Er „lernte seine eigene Tragödie deklamieren. Si
schreibt er, „gut deklamiert eine bessere Wirkung
schlecht vorgestellt. Sie würde mit vollkommener De
vorgetragen, eine ganz ungewöhnliche Wirkung th

Zu dem Feste, welches die Stadt Weimar Wi
und zu welchem Kleist für den 3. Mai eingeladen w
er nicht erscheinen; denn er fürchtete die Liebe je
Menschen. Er reiste nach Dresden; sowohl der
über das entfliehende, heiß erstrebte Ideal, als au
kuniäre Lage drückten ihn so, daß er in seinen Unter
stets auf den Tod als den „ewigen Refrain des
hinwies.

In Dresden verkehrte er mit seinen Freunden
Rühle von Lilienstern. Auch die Familie Schlieb
wieder aufgesucht, und der Freundin Henriette, die i
daß sie den Verstand verlieren werde, wenn ihr
noch nicht bald schreibe, macht er den Vorschlag, si
selbst totschießen zu wollen, wenn sie ihn nicht wi
Auch Pfuel wollte er verschiedentlich bereden, mi
sterben. Dieser Lebensüberdruß findet wieder in
mut über das Mißlingen seines Werkes seine Erklär
doch ist es so lange noch nicht her, daß er seiner
geschrieben: „Der Anfang meines Gedichtes, das
meine Liebe zu dir erklären soll, erregt die Bewunder

denen ich es mitteile. O Jesus, wenn ich es doch vollenden könnte!" — Dagegen diktierte er Pfuel die drei ersten Scenen des „Zerbrochenen Kruges", als dieser im Scherz sein komisches Talent angezweifelt hatte.

Diesmal ist es der treue Freund, der ihm den Vorschlag macht, eine größere Reise zu unternehmen, von der er Zerstreuung für den arg Zerfahrenen erhoffte. Auf seine Bitte erscheint die allzeit bereitwillige Ulrike in Dresden und hilft ihm mit Trost und Geld. Dann geht die Reise, meist in Fußtouren, nach der Schweiz und nach Oberitalien, wo sie den Verlobten Henriettens, den Maler Lohse, aufzusuchen versprochen hatten. Peinlich mag es den an seiner Kraft verzweifelnden Kleist berührt haben, als er am Abend vor seiner Abreise einen Brief Wielands bekam, in dem dieser ihn auffordert, den „Guiskard" zu vollenden, und „wenn der ganze Kaukasus auf ihn drücke". — In Varese bei Como trafen die beiden Freunde Lohse, und blieben eine Zeitlang bei ihm.

Zurück reisen sie dann über Bern und Thun nach Genf, wo der Dichter beschließt, daß hinfort kein Versuch mehr an seinem Schmerzenskinde „Guiskard" gewagt werde. „Der Himmel weiß, meine teuerste Ulrike," schreibt er von hier unter dem 5. Oktober, „(und ich will umkommen, wenn es nicht wörtlich wahr ist) wie gern ich einen Blutstropfen aus meinem Herzen für jeden Buchstaben eines Briefes gäbe, der anfangen könnte: ‚Mein Gedicht ist fertig.' — Und so sei es denn genug. — Thöricht wäre es wenigstens, wenn ich meine Kräfte länger an ein Werk setzen wollte, das, wie ich mich endlich überzeugen muß, für mich zu schwer ist."

Das ist auch der Grund, warum er nicht nach Hause zurückkehren kann. Ihn „entsetzt die Vorstellung", unter seine Bekannten und Verwandten zu treten, mit einem — Nichts. Denn die „Familie Schroffenstein" war ihm nichts. „Die Hölle gab mir meine halben Talente, der Himmel schenkt dem Menschen ein ganzes oder keins." Und so geht

es fort in klagenden Schmerzenslauten, bis
hinsinkend zu dem Schlusse kommt: „Ich kann
Weiter ging die Reise; nirgends Ruhe,
Mitte des Oktober finden wir Kleist und Pfu
Den Verzweifelnden reizte die ganze Welt; sein
war ihm am meisten verhaßt, und selbst den tr
verkannte sein todkrankes Gemüt. Pfuel, eine er
tur, wies den Ungerechten ernstlich zurecht.
Kleist zu viel. Nun hatte er nach seiner Meinu
letzte, den Freund, verloren. Gegen sich selbst
brannte er alle Papiere und eilte aus Paris, fest
den Tod auf dem Schlachtfelde zu suchen. Vo
aus richtet er den letzten Brief an die Schweste
Brief ist es wert, ganz mitgeteilt zu werd
teure Ulrike. Was ich dir schreiben werde, kann
das Leben kosten; aber ich muß, ich muß, ich
bringen. Ich habe in Paris mein Werk, so
war, durchlesen, verworfen und verbrannt; un
aus. Der Himmel versagt mir den Ruhm, da
Güter der Erde; ich werfe ihm, wie ein eigensi
alle übrigen hin. Ich kann mich deiner Freu
würdig zeigen, ich kann ohne diese Freundscha
leben: ich stürze mich in den Tod. Sei ruhig,
ich werde den schönen Tod der Schlachten sterbe
die Hauptstadt dieses Landes verlassen, ich bin au
küste gewandert, ich werde französische Kriegsdie
das Heer wird bald nach England hinüberrudern
Verderben lauert über dem Meer, ich frohlocke
sicht auf das unendlich prächtige Grab. O du
wirst mein letzter Gedanke sein."

Als Kleist so eilig aus Paris geflohen, geri
den Freund in die größte Sorge. Er kannte
nächsten Morgen suchte er nach ihm in der Mo
Glück erfolglos. Denn Kleist hatte ja den an
den „Tod der Schlachten" zu sterben, wie er le

Schwester schreibt. Doch zum schlimmsten kam es noch
icht. Zwar schwebte er in großer Gefahr: Ohne Paß, wie
r war, hätte ihn leicht das Wirrsal jener Tage zum Spion
tempeln und in kürzester Zeit ins Jenseits befördern können.
Ein befreundeter Offizier rettete ihn aus dieser drohenden Ge-
ahr, indem er ihn als seinen Diener mit sich nahm. Dann
iet er Kleist, sich bei dem preußischen Gesandten Lucchesini
n Paris einen Paß zu besorgen. Das Schreiben, welches
Kleist dieserhalb an den Gesandten richtete, schien diesem
ndes so verworren, daß er denken mochte, ein solcher Mann
ehöre am ehesten in die treue Pflege seiner Familie in
er Heimat, und so stellte er ihm einen Paß aus, der
irekt nach Potsdam lautete. Ohnehin war Kleists Wider-
andskraft gebrochen, und so trat er die Reise nach Deutsch-
und an.

Was ihn geistig gebrochen, was ihn mit aller Kraft den
od herbeisehnen hieß, war der entschwundene „Robert
uiskard." Er ist niemals vollendet worden, und das
ruchstück, welches den gesamten Werken beigegeben ist, war
uerst im April- und Maiheft des „Phöbus", welchen Kleist
n Jahre 1808 mit A. Müller herausgab, erschienen. Glück-
licherweise ist dieses Fragment erhalten geblieben, und es ist
ns so möglich, wenigstens einen Blick in das Lebenswerk
nseres Dichters zu werfen. Den Stoff fand Kleist ver-
mutlich in einer Nummer der „Horen" vom Jahre 1797.
Die erhaltenen Scenen des ersten Aktes lassen indessen auf
en ganzen Inhalt des Dramas höchstens einige unsichere
Schlüsse zu. Jedenfalls hatte Kleist nach seiner Art den
ollständigen Plan des Werkes im Kopfe; das bezeugt auch
Wieland. Daß die Kraft an dem Werke erlahmte, kann nur
urch die Form bedingt sein. Denn das hatte sich Kleist
um Ziele gesetzt: Antikes und Modernes, Sophokles und
Shakespeare in einem Kunstwerk zu vereinigen; die Einseitig-
eiten beider Richtungen in durchdringender Harmonie zu
ersöhnen. Wieland urteilt über die gehörten Scenen: „Wenn

die Geister des Äschylos, Sophokles und Shakespe[are]
vereinigten, eine Tragödie zu schaffen, so würde sie d[as]
was Kleists ‚Tod Guiskards des Normannen', so[fern das]
Ganze demjenigen entspräche, was er mich damal[s hören]
ließ. Von diesem Augenblick war es bei mir ent[schieden:]
Kleist sei dazu geboren, die große Lücke in unserer [drama-]
tischen Litteratur auszufüllen, die, nach meiner M[einung]
wenigstens, selbst von Goethe und Schiller noch nicht
gefüllt worden ist." Die „Lücke ausfüllen" hieß ebe[n die]
gegenseitig sich ausschließenden Dramengattungen in
Neuschöpfung vereinigen; das war es, was Kleist woll[te].

Eine kurze Inhaltsangabe der erhaltenen Scenen ist
gegeben: Die Normannen liegen vor Konstantinopel.
Pest wütet im Lager. Vor dem Zelte Guiskards ist
Volk versammelt, den Führer um den Rückzug zu b[itten].
Zaghaft tritt auch das Gerücht auf, den gewaltigen G[uis-]
kard habe die Seuche getroffen, und Helenas, der [Tochter]
Guiskards, Anstrengungen, das Volk vom Zelte zu [ent-]
fernen, verstärken den Verdacht noch mehr. Ja ein [Nor-]
manne will in der Nacht gesehen haben, wie man g[eheim-]
nisvollerweise den Leibarzt in des Fürsten Zelt gebracht.
Da treten aus dem Zelte Robert, der Sohn Guiskard[s, und]
Abälard, der selbst Anrecht auf den Thron hat, u[nd dem]
Guiskard nur Vormund ist. Letzterer sucht die Stim[mung]
des Volkes zu seinem Vorteil zu benützen, und w[ährend]
Robert streng und herrisch zum Volke spricht, ist er
lassend und verrät, daß die Pest wirklich den große[n Feld-]
herrn heimgesucht. Über dieses zweideutige Benehm[en ist]
Robert aufgebracht; er geht ins Zelt und nun ersche[int der]
gewaltige Guiskard selber, um mit seinem bloßen Anb[lick die]
Befürchtungen des Volkes wegzutreiben. Lachend [straft er]
das Gerücht, er sei angesteckt, Lügen; in Stambul er[st will]
er halten. Dann hört er gnädig die Bitte des Vol[kes an,]
muß sich aber, während ein Greis zu ihm spricht, [setzen,]
um die andringende Schwäche zu verbergen; mit der B[...]

des Greises: „Führ uns zurück, zurück ins Vaterland!" schließt das Fragment.

Auf diesen ersten Auftritten liegt's wie dunkle Gewitterwolken. Wie in der „Familie Schroffenstein" von vornherein das entsetzliche Rachegelübde die ganze Tragik der Ereignisse ahnen läßt, so weckt das Unglück über dem Normannenheer, die fürchterliche Pest, das unbestimmte Gefühl der Erwartung von kommendem Unheil und furchtbaren Konflikten. Kleist ist Meister der Charakteristik, Zeichner der Individualitäten. Obschon die Personen eben einmal vor das Auge des Zuschauers treten, steht doch jede einzelne scharf, bestimmt da, in hellem Lichte. Bis in Einzelheiten hinein wird ihre Individualität gekennzeichnet.

Mit ehrfürchtiger Scheu und mit Bewunderung muß es uns erfüllen, wenn wir sehen, wie das Mißlingen seines Planes den Dichter an den Rand des Todes brachte. Er nahm seine Kunst heilig und ernst; sie war ihm keine Freundin, die er zur Erholung einlud. Sie war ihm das Ziel, die Lebensaufgabe, für die er alle seine Kräfte einsetzte.

Als Kleist die Rückreise nach Deutschland antrat, kam er nicht bis Potsdam, wohin sein Paß lautete. In Mainz warf ihn die Krankheit, die auf die großen seelischen Erschütterungen fast mit Notwendigkeit folgen mußte, auf das Krankenlager. Lange fesselte sie ihn an die Rheingegend; der Arzt und Schriftsteller Freiherr v. Wedekind hielt ihn in seinem Hause, und nur langsam wich die Krankheit seiner Kunst. Vollständige Kräftigung suchte der Wiedergenesende bei einem Pfarrer in der Nähe von Wiesbaden; des Pfarrers Tochter liebte den stillen, bleichen Dichter. Schlimm genug mag es in seinem finsteren Geiste ausgesehen haben; denn wir lesen, daß er sich in Koblenz bei einem Tischler habe verdingen wollen.

Bei den Freunden in Preußen blieb Kleist seit der Pariser Reise verschollen. Wenn sie auch erfahren haben, daß er nach der Heimat zurück sei, sie wissen seinen genauen Aufenthalt

nicht. Um so größer war ihre Freude, als Kleist eines Abends plötzlich bei Pfuel erschien. Vom Oktober 1803 bis jetzt, Juni 1804, hatten sich die beiden nicht mehr gesehen. Ulrike hatte nichts Eiligeres zu thun, als auf die Nachricht von seiner Rückkehr nach Potsdam zu dem Bruder zu eilen, um ihn zu sehen und, wenn möglich, endlich „auf den rechten Weg“ zurückzuführen. Sie glaubte nämlich, alles Unheil, das ihn betroffen, habe die Poesie verschuldet. Wenn er jetzt noch in den Staatsdienst eintrete, wäre er gerettet und auf dem rechten Wege. Der gebrochene Geist wagte keinen Widerspruch, er unterwarf und fügte sich in allem.

Unglücklicherweise hatte der preußische Gesandte in Paris den Brief, den Kleist an ihn wegen des Passes geschrieben, an den König von Preußen gesandt. Dadurch fand Kleist bei Hofe eine ziemlich kühle Stimmung, und der Generaladjutant des Königs, Köckeritz, empfing ihn sehr ungnädig, als der Dichter seine Aufwartung machte, um im Staatsdienste angestellt zu werden. Welchem Geiste die Vorwürfe gegen ihn entspringen, ersieht man aus dem Worte: Sie haben „Versche“ gemacht. Dem gedemütigten Feuergeist, dem „die Thränen in die Augen traten“, wird zum Schluß mit wenig Hoffnung auf Erfolg der Rat gegeben, ein Gesuch an den König zu richten, und Kleist that es „in einer Sprache, welche geführt zu haben ihn nicht gereuen“ durfte.

Die Antwort blieb lange aus; der König schlug das Gesuch ab, weil er keinen bezahlten Posten augenblicklich offen habe. Von anderer Seite aber bot sich Gelegenheit, in Amt und Stellung zu kommen. Der Major Gualtieri, eine einflußreiche Persönlichkeit bei Hofe, sollte als preußischer Gesandter nach Madrid gehen, und als Freund Kleists trug er diesem an, ihn als Attaché und späterer Legationsrat zu begleiten. Kleist sagte zwar zu, aber mit blutendem Herzen, und nur um Ulrike zu beruhigen. Er versteht es wohl: sie will sein Glück; aber „sie weiß nicht, was sein Glück wäre.“ Sein Glück ist die Poesie, und diese sieht Ulrike als die

: seines Unglücks an; dennoch unterwirft sich der Bru-
ten Anordnungen.

n zweites und drittes Gesuch an den König hatte end-
rfolg. Köckeritz verkündet ihm „mit einer großen Er-
ung, die Gnade des Königs nicht zum drittenmal aufs
zu setzen", daß er nun bald angestellt werde. Drei-
rt Reichsthaler, glaubt Kleist, werde seine Besoldung
gen, und damit auszukommen ist eine „Kunst, und man
ihre Ausübung von einem Menschen, der dazu einmal
langt, kaum verlangen, so wenig als das Seiltanzen
rgend eine andere Kunst"; darum meint er, wäre es
Ulrike ziehe zu ihm nach Berlin und führe ihm den
halt. Dieses Zusammenleben, von dem er sich viel
ich, schien indes nicht nach dem Geschmacke der Schwe-
denn vorläufig ward daraus nichts.

ualtieri reiste allein nach Spanien ab; Kleist fand in
neue Freunde. Varnhagen, Chamisso, Fouqué sah
) verkehrte mit ihnen als ein „anteilvoll Strebender";
ltig aber verhehlte er, daß er selbst schon dichterisch
gewesen und schon ein Drama von ihm in Druck er-
n sei. Jedenfalls arbeitete er sich in Berlin für sein
tiges Amt durch fleißige Studien ein. Meistens ging
schlossen für sich und allein; daher rührte auch seine
kliche Stimmung. „Ich leide aber doch wirklich er-
ich," schreibt er an Ulrike.

ald aber änderte sich sein Schicksal. Andere Gegend
ndere Menschen bekam er zu sehen: als Diätar ward
der Domänenkammer in Königsberg angestellt. Und
raf er gleich einen seiner Freunde wieder, Pfuel, diesen
efflichen Jungen". Ulrike begleitete ihn nach seinem
Heim und blieb vorläufig bei ihm; sie wollte ihn
alls mehr überwachen als jenes einige, glückliche Zu-
nsein zu bewirken, von dem der Bruder gesprochen.
er noch andere sollte Kleist in Königsberg treffen: seine
lige Braut Wilhelmine und deren Schwester Louise.

Tode krank. Kaum genesen, sehnte er sich fort aus der „freien Schweiz", die seinem Bilde von Freiheit und Toleranz gar nicht entsprochen hatte. An seinen Onkel v. Pannwitz schreibt er diesmal, um die geliebte Schwester nicht zu erschrecken: „Mein lieber Pannwitz, ich liege seit zwei Monaten krank in Bern und bin um siebzig französische Louisdor gekommen, darunter dreißig, die ich durch meine eigene Arbeit verdient hatte. Ich bitte Gott um den Tod und dich um Geld, das du auf meinen Hausanteil erheben magst. Ich kann und mag nichts schreiben als dies Allernotwendigste. Schicke zur Sicherheit das Geld an den Doktor und Apotheker Wyttenbach, meinen Arzt, einen ehrlichen Menschen, der es euch auch zurückschicken wird, wenn ich es nicht mehr brauche. Lebet wohl, lebet wohl, lebet wohl." — Ulrike vernahm es doch, und auf die Kunde davon eilte die treue Schwester sogleich ans Krankenlager ihres Bruders. Sie brachte ihn nach Deutschland zurück, und mag ihm wohl herzlich zugeredet haben, wieder mit in das trauliche Familienheim nach Frankfurt zurückzukehren; doch war er dazu aus früher angegebenen Gründen nicht zu bewegen. Ehe er etwas Großes, Bahnbrechendes geleistet, ehe er nicht dem Weimarer Olympier den „Kranz von der Stirne" gerissen, eher sollten ihn die Seinigen nicht mehr sehen.

Dann trieb's ihn auch, die gewaltigen Dioskuren von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Demnach reiste er zuerst nach Weimar. **Wieland** wurde aufgesucht, dem er durch den Verkehr mit seinem Sohne bekannt war. In Jena nahm ihn **Schiller** freundlich auf; in Weimar fühlte **Goethe** sich nicht sehr von ihm angezogen, war aber zu sehr Weltmann und zuvorkommender Höfling, um es ihm gegenüber merken zu lassen. Erst nach Jahren lesen wir sein Urteil, daß er in Kleist sogleich die ihm nun widerwärtige Werther-Krankheit entdeckt hätte.

In Weimar mietete sich Kleist ein Quartier, das ihm aber bald unangenehm wurde, so wenig entsprach es seinen

Bildern. Zugleich sehen wir, welche Studien Kleist jetzt treibt: Naturwissenschaften und Mathematik, Geschichte und Strategik müssen die Vergleiche hergeben.

Kleists Laune scheint in der Zeit nicht gerade die beste gewesen zu sein, auch der Schwester gegenüber. Es ist ja keine auffallende, vereinzelte Erscheinung, daß Personen, welche brieflich in schönster Eintracht verkehrten, in persönlichem Austausch zu großen Meinungsverschiedenheiten und dadurch in Unfrieden kommen; hier aber trat auch noch etwas anderes hinzu. So lange Ulrike bei Kleist blieb, mußte dieser seinem Versprechen getreu bleiben; jedenfalls war es jedoch sein fester Entschluß, gleich der Poesie sich wieder zu widmen, sobald sie fort sei. Um seinen mürrischen Launen und den peinlichen Auftritten, die hin und wieder vorkamen, zu entgehen, verließ ihn Ulrike zu Ende des Jahres 1805 und gab den Bruder gleichsam frei.

Zum erstenmal hören wir gegen Ende des Jahres 1805 Kleist auch als Politiker. Bisher schienen die großen Vorgänge in der politischen Welt ziemlich eindruckslos an ihm vorübergegangen. Sie waren wohl als interessante Thatsachen von ihm entgegengenommen worden, aber auf sein Schaffen, auf die Sprache und selbst auf den Inhalt seiner Briefe hatten sie nie irgend welchen Einfluß ausgeübt. Diese politische Gleichgültigkeit teilte unser Dichter mit der ganzen litterarischen Jugend jener Tage, der ein „schönes Gedicht oder eine neue Idee mehr wert schien als das ganze Vaterland.“ Jetzt, im Dezember 1805, schreibt Kleist einen Brief an Rühle. Der Durchzug der Franzosen durch das Fränkische, so recht vom Usurpator zu feindseliger Stimmung provoziert, empörte ihn wie alle edlen Geister der Nation; die Niederlage Österreichs begann er als schimpflich und erniedrigend für das ganze Deutschtum zu empfinden. „Man kann kaum auf viel mehr rechnen als einen schönen Untergang.“ Sein Blick ist gleich dem eines Propheten hellsehend in die Zukunft gerichtet; scharf tadelt er die Saumseligkeit Preußens.

Im Gegenteil, Kleist verzweifelte abermals an seinem Werke und an seiner Kraft, und wenn er in der ersten Freude über Wielands Anerkennung schon beschlossen hatte, in Osmannstädt so lange zu bleiben, bis der große Wurf gelungen sei, so flieht er jetzt, im März 1803 von den Menschen, die ihm mehr Liebe geboten, „als die ganze Welt zusammen aufbringen kann“ — und geht nach Leipzig. Was er da wollte, wußte er selber nicht. Um doch etwas zu thun, nahm er Unterricht in der Deklamation bei Kerndörffer. Er hielt die Kunst des Vortrags hoch, und begriff nicht, wie zumal ein Dichter darüber anderer Meinung hätte sein können. Er „lernte seine eigene Tragödie deklamieren. Sie müßte,“ schreibt er, „gut deklamiert eine bessere Wirkung thun, als schlecht vorgestellt. Sie würde mit vollkommener Deklamation vorgetragen, eine ganz ungewöhnliche Wirkung thun.“

Zu dem Feste, welches die Stadt Weimar Wieland gab und zu welchem Kleist für den 3. Mai eingeladen war, wollte er nicht erscheinen; denn er fürchtete die Liebe jener guten Menschen. Er reiste nach Dresden; sowohl der Mißmut über das entfliehende, heiß erstrebte Ideal, als auch die pekuniäre Lage drückten ihn so, daß er in seinen Unterhaltungen stets auf den Tod als den „ewigen Refrain des Lebens“ hinwies.

In Dresden verkehrte er mit seinen Freunden Pfuel und Rühle von Lilienstern. Auch die Familie Schlieben wurde wieder aufgesucht, und der Freundin Henriette, die ihm klagte, daß sie den Verstand verlieren werde, wenn ihr Verlobter noch nicht bald schreibe, macht er den Vorschlag, sie und sich selbst totschießen zu wollen, wenn sie ihn nicht wiederfände. Auch Pfuel wollte er verschiedentlich bereden, mit ihm zu sterben. Dieser Lebensüberdruß findet wieder in dem Unmut über das Mißlingen seines Werkes seine Erklärung, und doch ist es so lange noch nicht her, daß er seiner Schwester geschrieben: „Der Anfang meines Gedichtes, das der Welt meine Liebe zu dir erklären soll, erregt die Bewunderung aller,

denen ich es mitteile. O Jesus, wenn ich es doch vollenden könnte!" — Dagegen diktierte er Pfuel die drei ersten Scenen des „Zerbrochenen Kruges", als dieser im Scherz sein komisches Talent angezweifelt hatte.

Diesmal ist es der treue Freund, der ihm den Vorschlag macht, eine größere Reise zu unternehmen, von der er Zerstreuung für den arg Zerfahrenen erhoffte. Auf seine Bitte erscheint die allzeit bereitwillige Ulrike in Dresden und hilft ihm mit Trost und Geld. Dann geht die Reise, meist in Fußtouren, nach der Schweiz und nach Oberitalien, wo sie den Verlobten Henriettens, den Maler Lohse, aufzusuchen versprochen hatten. Peinlich mag es den an seiner Kraft verzweifelnden Kleist berührt haben, als er am Abend vor seiner Abreise einen Brief Wielands bekam, in dem dieser ihn auffordert, den „Guiskard" zu vollenden, und „wenn der ganze Kaukasus auf ihn drücke". — In Varese bei Como trafen die beiden Freunde Lohse, und blieben eine Zeitlang bei ihm.

Zurück reisen sie dann über Bern und Thun nach Genf, wo der Dichter beschließt, daß hinfort kein Versuch mehr an seinem Schmerzenskinde „Guiskard" gewagt werde. „Der Himmel weiß, meine teuerste Ulrike," schreibt er von hier unter dem 5. Oktober, „(und ich will umkommen, wenn es nicht wörtlich wahr ist) wie gern ich einen Blutstropfen aus meinem Herzen für jeden Buchstaben eines Briefes gäbe, der anfangen könnte: ‚Mein Gedicht ist fertig.' — Und so sei es denn genug. — Thöricht wäre es wenigstens, wenn ich meine Kräfte länger an ein Werk setzen wollte, das, wie ich mich endlich überzeugen muß, für mich zu schwer ist."

Das ist auch der Grund, warum er nicht nach Hause zurückkehren kann. Ihn „entsetzt die Vorstellung", unter seine Bekannten und Verwandten zu treten, mit einem — Nichts. Denn die „Familie Schroffenstein" war ihm nichts. „Die Hölle gab mir meine halben Talente, der Himmel schenkt dem Menschen ein ganzes oder keins." Und so geht

es fort in klagenden Schmerzenslauten, bis er resigniert hinsinkend zu dem Schlusse kommt: „Ich kann nicht mehr."

Weiter ging die Reise; nirgends Ruhe, und um die Mitte des Oktober finden wir Kleist und Pfuel in Paris. Den Verzweifelnden reizte die ganze Welt; sein eigenes Ich war ihm am meisten verhaßt, und selbst den treuen Freund verkannte sein todkrankes Gemüt. Pfuel, eine energische Natur, wies den Ungerechten ernstlich zurecht. Das war für Kleist zu viel. Nun hatte er nach seiner Meinung auch das letzte, den Freund, verloren. Gegen sich selbst wütend, verbrannte er alle Papiere und eilte aus Paris, fest entschlossen, den Tod auf dem Schlachtfelde zu suchen. Von St. Omer aus richtet er den letzten Brief an die Schwester, und dieser Brief ist es wert, ganz mitgeteilt zu werden: „Meine teure Ulrike. Was ich dir schreiben werde, kann dir vielleicht das Leben kosten; aber ich muß, ich muß, ich muß es vollbringen. Ich habe in Paris mein Werk, soweit es fertig war, durchlesen, verworfen und verbrannt; und nun ist es aus. Der Himmel versagt mir den Ruhm, das größte der Güter der Erde; ich werfe ihm, wie ein eigensinniges Kind, alle übrigen hin. Ich kann mich deiner Freundschaft nicht würdig zeigen, ich kann ohne diese Freundschaft doch nicht leben: ich stürze mich in den Tod. Sei ruhig, du Erhabene, ich werde den schönen Tod der Schlachten sterben. Ich habe die Hauptstadt dieses Landes verlassen, ich bin auf seine Nordküste gewandert, ich werde französische Kriegsdienste nehmen; das Heer wird bald nach England hinüberrudern, unser aller Verderben lauert über dem Meer, ich frohlocke bei der Aussicht auf das unendlich prächtige Grab. O du Geliebte, du wirst mein letzter Gedanke sein."

Als Kleist so eilig aus Paris geflohen, geriet Pfuel um den Freund in die größte Sorge. Er kannte Kleist; am nächsten Morgen suchte er nach ihm in der Morgue — zum Glück erfolglos. Denn Kleist hatte ja den anderen Plan, den „Tod der Schlachten" zu sterben, wie er seiner geliebten

tistisch devot, gleichsam als verlange er für den göttlichen Betrug eine entsprechende Belohnung.

Die idealisierende Frömmigkeit mag Kleist deshalb hineingebracht haben, weil er dem heidnischen Mythus die christliche Idee der Menschwerdung beimischen wollte; eine Verquickung, die man im einzelnen als schön und gelungen bezeichnen kann, die aber im ganzen nur um so fremdartiger wirkt, als man das heidnisch lüsterne Grundmotiv, wie der frivole Vater der Götter zu seinem Vergnügen die „lange Nacht“ schafft, stets vor Augen hat. Mit vollem Rechte durfte Goethe über diese versuchte Übertragung des Heidnischen ins Christliche sagen: „Nach meiner Ansicht scheiden sich Antikes und Modernes auf diesem Wege mehr, als daß sie sich vereinigten. Wenn man die beiden entgegengesetzten Enden eines lebendigen Wesens durch Contorsion zusammenbringt, so giebt das noch keine neue Art von Organisation; es ist allenfalls nur ein wunderliches Symbol, wie die Schlange, die sich in den Schwanz beißt.“

Die Scenen zwischen Sosias und Merkur sind voll derben Humors, und können als Vorstudien zu einigen Scenen des „Zerbrochenen Kruges“ gelten. Der Deutsche ist da über den Franzosen teilweise hinausgegangen. Selbst an die Grenze des Schicklichen streift er, wenn er Sosias sich entschuldigen läßt, daß er seine Charis nicht geküßt, weil er — Meerrettich gegessen. Esel, Teufel, Katze, Schurke, Halunke und andere liebliche Koseworte sind dem Sosias stets geläufig.

Der Dichter hat es auch nicht gescheut, Anachronismen mit unterlaufen zu lassen. Mit der Bibel spricht Sosias: „Der den Vögeln im Himmel Speisung reicht, wird auch den alten ehrlichen Sosias speisen,“ und mit der Bibel verkündet Jupiter den Sohn — wieder mit absichtlicher Beimischung christlichen Elements.

Wie so Kleist in der Charakteristik eigene Bahnen gegangen ist, so hat auch sein Stil das erreicht, was er im „Robert Guiskard“ wollte: die Vereinigung der klassischen

die Geister des Äschylos, Sophokles und Shakespeare sich vereinigten, eine Tragödie zu schaffen, so würde sie das sein, was Kleists ‚Tod Guiskards des Normannen', sofern das Ganze demjenigen entspräche, was er mich damals hören ließ. Von diesem Augenblick war es bei mir entschieden, Kleist sei dazu geboren, die große Lücke in unserer dramatischen Litteratur auszufüllen, die, nach meiner Meinung wenigstens, selbst von Goethe und Schiller noch nicht ausgefüllt worden ist." Die „Lücke ausfüllen" hieß eben, die gegenseitig sich ausschließenden Dramengattungen in einer Neuschöpfung vereinigen; das war es, was Kleist wollte.

Eine kurze Inhaltsangabe der erhaltenen Scenen ist bald gegeben: Die Normannen liegen vor Konstantinopel. Die Pest wütet im Lager. Vor dem Zelte Guiskards ist das Volk versammelt, den Führer um den Rückzug zu bitten. Zaghaft tritt auch das Gerücht auf, den gewaltigen Guiskard habe die Seuche getroffen, und Helenas, der Tochter Guiskards, Anstrengungen, das Volk vom Zelte zu entfernen, verstärken den Verdacht noch mehr. Ja ein Normanne will in der Nacht gesehen haben, wie man geheimnisvollerweise den Leibarzt in des Fürsten Zelt gebracht habe. Da treten aus dem Zelte Robert, der Sohn Guiskards und Abälard, der selbst Anrecht auf den Thron hat, und dem Guiskard nur Vormund ist. Letzterer sucht die Stimmung des Volkes zu seinem Vorteil zu benützen, und während Robert streng und herrisch zum Volke spricht, ist er herablassend und verrät, daß die Pest wirklich den großen Feldherrn heimgesucht. Über dieses zweideutige Benehmen ist Robert aufgebracht; er geht ins Zelt und nun erscheint der gewaltige Guiskard selber, um mit seinem bloßen Anblick alle Befürchtungen des Volkes wegzutreiben. Lachend straft er das Gerücht, er sei angesteckt, Lügen; in Stambul erst werde er halten. Dann hört er gnädig die Bitte des Volkes an, muß sich aber, während ein Greis zu ihm spricht, setzen, um die andringende Schwäche zu verbergen; mit der Bitte

des Greises: „Führ uns zurück, zurück ins Vaterland!" schließt das Fragment.

Auf diesen ersten Auftritten liegt's wie dunkle Gewitterwolken. Wie in der „Familie Schroffenstein" von vornherein das entsetzliche Rachegelübde die ganze Tragik der Ereignisse ahnen läßt, so weckt das Unglück über dem Normannenheer, die fürchterliche Pest, das unbestimmte Gefühl der Erwartung von kommendem Unheil und furchtbaren Konflikten. Kleist ist Meister der Charakteristik, Zeichner der Individualitäten. Obschon die Personen eben einmal vor das Auge des Zuschauers treten, steht doch jede einzelne scharf, bestimmt da, in hellem Lichte. Bis in Einzelheiten hinein wird ihre Individualität gekennzeichnet.

Mit ehrfürchtiger Scheu und mit Bewunderung muß es uns erfüllen, wenn wir sehen, wie das Mißlingen seines Planes den Dichter an den Rand des Todes brachte. Er nahm seine Kunst heilig und ernst; sie war ihm keine Freundin, die er zur Erholung einlud. Sie war ihm das Ziel, die Lebensaufgabe, für die er alle seine Kräfte einsetzte.

Als Kleist die Rückreise nach Deutschland antrat, kam er nicht bis Potsdam, wohin sein Paß lautete. In Mainz warf ihn die Krankheit, die auf die großen seelischen Erschütterungen fast mit Notwendigkeit folgen mußte, auf das Krankenlager. Lange fesselte sie ihn an die Rheingegend; der Arzt und Schriftsteller Freiherr v. Wedekind hielt ihn in seinem Hause, und nur langsam wich die Krankheit seiner Kunst. Vollständige Kräftigung suchte der Wiedergenesende bei einem Pfarrer in der Nähe von Wiesbaden; des Pfarrers Tochter liebte den stillen, bleichen Dichter. Schlimm genug mag es in seinem finsteren Geiste ausgesehen haben; denn wir lesen, daß er sich in Koblenz bei einem Tischler habe verdingen wollen.

Bei den Freunden in Preußen blieb Kleist seit der Pariser Reise verschollen. Wenn sie auch erfahren haben, daß er nach der Heimat zurück sei, sie wissen seinen genauen Aufenthalt

nicht. Um so größer war ihre Freude, als Kleist eines Abends plötzlich bei Pfuel erschien. Vom Oktober 1803 bis jetzt, Juni 1804, hatten sich die beiden nicht mehr gesehen. Ulrike hatte nichts Eiligeres zu thun, als auf die Nachricht von seiner Rückkehr nach Potsdam zu dem Bruder zu eilen, um ihn zu sehen und, wenn möglich, endlich „auf den rechten Weg“ zurückzuführen. Sie glaubte nämlich, alles Unheil, das ihn betroffen, habe die Poesie verschuldet. Wenn er jetzt noch in den Staatsdienst eintrete, wäre er gerettet und auf dem rechten Wege. Der gebrochene Geist wagte keinen Widerspruch, er unterwarf und fügte sich in allem.

Unglücklicherweise hatte der preußische Gesandte in Paris den Brief, den Kleist an ihn wegen des Passes geschrieben, an den König von Preußen gesandt. Dadurch fand Kleist bei Hofe eine ziemlich kühle Stimmung, und der Generaladjutant des Königs, Köckeritz, empfing ihn sehr ungnädig, als der Dichter seine Aufwartung machte, um im Staatsdienste angestellt zu werden. Welchem Geiste die Vorwürfe gegen ihn entspringen, ersieht man aus dem Worte: Sie haben „Versche“ gemacht. Dem gedemütigten Feuergeist, dem „die Thränen in die Augen traten“, wird zum Schluß mit wenig Hoffnung auf Erfolg der Rat gegeben, ein Gesuch an den König zu richten, und Kleist that es „in einer Sprache, welche geführt zu haben ihn nicht gereuen“ durfte.

Die Antwort blieb lange aus; der König schlug das Gesuch ab, weil er keinen bezahlten Posten augenblicklich offen habe. Von anderer Seite aber bot sich Gelegenheit, in Amt und Stellung zu kommen. Der Major Gualtieri, eine einflußreiche Persönlichkeit bei Hofe, sollte als preußischer Gesandter nach Madrid gehen, und als Freund Kleists trug er diesem an, ihn als Attaché und späterer Legationsrat zu begleiten. Kleist sagte zwar zu, aber mit blutendem Herzen, und nur um Ulrike zu beruhigen. Er versteht es wohl: sie will sein Glück; aber „sie weiß nicht, was sein Glück wäre.“ Sein Glück ist die Poesie, und diese sieht Ulrike als die

des Greises: „Führ uns zurück, zurück ins Vaterland!“ schließt das Fragment.

Auf diesen ersten Auftritten liegt's wie dunkle Gewitterwolken. Wie in der „Familie Schroffenstein“ von vornherein das entsetzliche Rachegelübde die ganze Tragik der Ereignisse ahnen läßt, so weckt das Unglück über dem Normannenheer, die fürchterliche Pest, das unbestimmte Gefühl der Erwartung von kommendem Unheil und furchtbaren Konflikten. Kleist ist Meister der Charakteristik, Zeichner der Individualitäten. Obschon die Personen eben einmal vor das Auge des Zuschauers treten, steht doch jede einzelne scharf, bestimmt da, in hellem Lichte. Bis in Einzelheiten hinein wird ihre Individualität gekennzeichnet.

Mit ehrfürchtiger Scheu und mit Bewunderung muß es uns erfüllen, wenn wir sehen, wie das Mißlingen seines Planes den Dichter an den Rand des Todes brachte. Er nahm seine Kunst heilig und ernst; sie war ihm keine Freundin, die er zur Erholung einlud. Sie war ihm das Ziel, die Lebensaufgabe, für die er alle seine Kräfte einsetzte.

Als Kleist die Rückreise nach Deutschland antrat, kam er nicht bis Potsdam, wohin sein Paß lautete. In Mainz warf ihn die Krankheit, die auf die großen seelischen Erschütterungen fast mit Notwendigkeit folgen mußte, auf das Krankenlager. Lange fesselte sie ihn an die Rheingegend; der Arzt und Schriftsteller Freiherr v. Wedekind hielt ihn in seinem Hause, und nur langsam wich die Krankheit seiner Kunst. Vollständige Kräftigung suchte der Wiedergenesende bei einem Pfarrer in der Nähe von Wiesbaden; des Pfarrers Tochter liebte den stillen, bleichen Dichter. Schlimm genug mag es in seinem finsteren Geiste ausgesehen haben; denn wir lesen, daß er sich in Koblenz bei einem Tischler habe verdingen wollen.

Bei den Freunden in Preußen blieb Kleist seit der Pariser Reise verschollen. Wenn sie auch erfahren haben, daß er nach der Heimat zurück sei, sie wissen seinen genauen Aufenthalt

Wilhelmine hieß jetzt Frau Krug, und war Gattin des Professors der Logik und Metaphysik Krug, des Nachfolgers von Kant auf dem Lehrstuhle in Königsberg. In großer Gesellschaft trafen sie sich; Kleist, anfangs unangenehm überrascht, tanzte nachher mit der „goldenen Schwester" seiner Braut; sie stellte ihn dem Schwager vor, und dieser war so liebenswürdig, ihn zum Besuche einzuladen. So wurde er ein angenehmer, gern gesehener Gast in dem Krugschen Hause, der zwar die alte Lebhaftigkeit der Frankfurter Tage eingebüßt hatte; wie ehemals aber las er den Damen Gedichte vor und fand sich als Menschen wieder, dem er in seinem Bureau den Beamten voranstellen mußte.

Im Amte fühlte er, der die Freiheit über alles liebte, sich nicht sehr glücklich. Zu Hause merkte er die beständige Aufsicht der Schwester, daß er keine „Verse" mache; und doch triebs ihn mit allen Fibern dazu, war doch die Dichtkunst seine Lebensbedingung. Wenn er auch in vielseitigem Verkehr der hohen Beamtenwelt, im Hause der Präsidentin von Auerswald oder mit dem späteren Minister von Altenstein Erholung und Zerstreuung suchte, es ließ ihn nicht vergessen, was er mit ganzer Seele wollte, und es war nicht dazu angethan, seine im ganzen trübselige Stimmung aufzuheitern.

Verse durfte er nicht machen; in Prosa zu schreiben war ihm jedoch nicht verwehrt. So finden wir denn aus dieser Zeit einen Aufsatz von ihm, gerichtet an seinen Freund Rühle: „Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden". Darin entwickelt er die Ansicht: Gleichwie der Appetit über dem Essen kommt, so fixiert sich der Gedanke beim Reden. Also nicht das still grübelnde Nachdenken erzeugt neue Gedanken, sondern das Reden, Besprechen mit andern. Es läßt sich aus diesem Aufsatz, dessen Idee recht kleistisch-absonderlich ist, mit Bestimmtheit erkennen, wie der gefangene Leu seine selbstgeschaffene Fessel zersprengen will; der Dichter spricht aus jedem Satze in originellen, treffenden

Quelle seines Unglücks an; dennoch unterwirft sich der Bruder ihren Anordnungen.

Ein zweites und drittes Gesuch an den König hatte endlich Erfolg. Köckeritz verkündet ihm „mit einer großen Ermahnung, die Gnade des Königs nicht zum drittenmal aufs Spiel zu setzen“, daß er nun bald angestellt werde. Dreihundert Reichsthaler, glaubt Kleist, werde seine Besoldung eintragen, und damit auszukommen ist eine „Kunst, und man kann ihre Ausübung von einem Menschen, der dazu einmal nicht taugt, kaum verlangen, so wenig als das Seiltanzen oder irgend eine andere Kunst“; darum meint er, wäre es besser, Ulrike ziehe zu ihm nach Berlin und führe ihm den Haushalt. Dieses Zusammenleben, von dem er sich viel versprach, schien indes nicht nach dem Geschmacke der Schwester; denn vorläufig ward daraus nichts.

Gualtieri reiste allein nach Spanien ab; Kleist fand in Berlin neue Freunde. Varnhagen, Chamisso, Fouqué sah er und verkehrte mit ihnen als ein „anteilvoll Strebender“; sorgfältig aber verhehlte er, daß er selbst schon dichterisch thätig gewesen und schon ein Drama von ihm in Druck erschienen sei. Jedenfalls arbeitete er sich in Berlin für sein zukünftiges Amt durch fleißige Studien ein. Meistens ging er verschlossen für sich und allein; daher rührte auch seine unglückliche Stimmung. „Ich leide aber doch wirklich erstaunlich,“ schreibt er an Ulrike.

Bald aber änderte sich sein Schicksal. Andere Gegend und andere Menschen bekam er zu sehen: als Diätar ward er an der Domänenkammer in Königsberg angestellt. Und hier traf er gleich einen seiner Freunde wieder, Pfuel, diesen „vortrefflichen Jungen“. Ulrike begleitete ihn nach seinem neuen Heim und blieb vorläufig bei ihm; sie wollte ihn jedenfalls mehr überwachen als jenes einige, glückliche Zusammensein zu bewirken, von dem der Bruder gesprochen.

Aber noch andere sollte Kleist in Königsberg treffen: seine ehemalige Braut Wilhelmine und deren Schwester Louise.

Er glaubt, daß die Nation gleich aufgestanden wäre, wie ein Mann, um den „allgemeinen Wolf“ zu bekämpfen, für den sich doch nicht „einer findet, der diesem bösen Geiste die Kugel durch den Kopf jagt.“ Diese letzte Äußerung ist recht nach Kleists Art; dem Unheil möchte er ein Ende machen, entweder so oder so.

Dieses erste Aufflackern eines Patriotismus, der später in der „Herrmannsschlacht“ eine der kostbarsten Geistesblüten jener Zeit aufsprossen ließ, war indes bald verglommen. Noch war die Zeit der großen nationalen Erhebung nicht gekommen. Kleist suchte sich nach und nach seinen amtlichen Verhältnissen zu entwinden. Eine Verwandte, Marie von Kleist, wußte ihm bei der Königin Louise von Preußen ein Jahrgehalt von sechzig Louisdor zu erwirken. Das war für ihn die Brücke zur Unabhängigkeit. Da er mit dem späteren Minister von Altenstein eng befreundet war, so wurde es ihm ziemlich leicht, ohne viel Aufhebens aus einer Carriere herauszukommen, in die ihn nur die Not und die widerstandslose Unterwerfung unter den Willen seiner energischen Schwester hineingebracht hatten.

Die „Rückkehr zur Dichtung“ wurde nun zur That. An „Robert Guiskard“ war ihm die Kraft ausgegangen. Wie hoch er auch damals seine Ziele gesteckt, damals, als er dem Dichterfürsten den Kranz von der Stirne reißen wollte, jetzt ist er bescheiden geworden: wie ein Lehrling beginnt er mit Übersetzungsversuchen. Allerdings bricht aus diesen Stoffen, die er bei anderen vorfand, wieder die eigene geniale Kraft der eigenen Dichterpersönlichkeit mit hellem Glanze hervor.

Die Erinnerung an die Jugendzeit, die ihm im Verkehr mit der ehemaligen Geliebten und der „goldenen Schwester“ wieder lichthell vor die Seele treten mochte, ließ ihn das verlorene Glück doppelt tief beklagen, und in der Lafontaineschen Fabel „Les deux pigeons“ fand er seinen Reiseübermut, der wenigstens äußerlich das Zusammenbrechen dieses Glückes verschuldet hatte, als ein treues Abbild seiner Vergangen-

Bildern. Zugleich sehen wir, welche Studien Kleist jetzt treibt: Naturwissenschaften und Mathematik, Geschichte und Strategik müssen die Vergleiche hergeben.

Kleists Laune scheint in der Zeit nicht gerade die beste gewesen zu sein, auch der Schwester gegenüber. Es ist ja keine auffallende, vereinzelte Erscheinung, daß Personen, welche brieflich in schönster Eintracht verkehrten, in persönlichem Austausch zu großen Meinungsverschiedenheiten und dadurch in Unfrieden kommen; hier aber trat auch noch etwas anderes hinzu. So lange Ulrike bei Kleist blieb, mußte dieser seinem Versprechen getreu bleiben; jedenfalls war es jedoch sein fester Entschluß, gleich der Poesie sich wieder zu widmen, sobald sie fort sei. Um seinen mürrischen Launen und den peinlichen Auftritten, die hin und wieder vorkamen, zu entgehen, verließ ihn Ulrike zu Ende des Jahres 1805 und gab den Bruder gleichsam frei.

Zum erstenmal hören wir gegen Ende des Jahres 1805 Kleist auch als Politiker. Bisher schienen die großen Vorgänge in der politischen Welt ziemlich eindruckslos an ihm vorübergegangen. Sie waren wohl als interessante Thatsachen von ihm entgegengenommen worden, aber auf sein Schaffen, auf die Sprache und selbst auf den Inhalt seiner Briefe hatten sie nie irgend welchen Einfluß ausgeübt. Diese politische Gleichgültigkeit teilte unser Dichter mit der ganzen litterarischen Jugend jener Tage, der ein „schönes Gedicht oder eine neue Idee mehr wert schien als das ganze Vaterland.“ Jetzt, im Dezember 1805, schreibt Kleist einen Brief an Rühle. Der Durchzug der Franzosen durch das Fränkische, so recht vom Usurpator zu feindseliger Stimmung provoziert, empörte ihn wie alle edlen Geister der Nation; die Niederlage Österreichs begann er als schimpflich und erniedrigend für das ganze Deutschtum zu empfinden. „Man kann kaum auf viel mehr rechnen als einen schönen Untergang.“ Sein Blick ist gleich dem eines Propheten hellsehend in die Zukunft gerichtet; scharf tadelt er die Saumseligkeit Preußens.

Kleist hat auch die Charaktere ins Deutsche übersetzt. Der Jupiter des Franzosen verleugnet seine Herkunft von einem an galanten Abenteuern reichen Hofe nicht; Kleists Jupiter ist ein ernster Gott des Weltalls, der nicht in „menschlicher Laune“ zu der Sterblichen hinabsteigt, sondern um mit ihr, dem Ideal-Menschlichen, die Vereinigung des Göttlichen und Menschlichen, den Halbgott Herakles zu erzeugen. Zwar ist er von dem hohlen Pantheismus jener Zeit durchtränkt, erklärt, daß er alles ist, was da ist und sein wird; seine Eifersucht geht nicht darauf, daß ein anderer Alkmene besitzt, sondern daß sie nichts anderes fühlen und denken kann, als den geliebten Amphitryon, daß sie den Gott nur als Amphitryon liebt und heftig erschrickt, als er in geheimnisvoller Andeutung seine wahre Persönlichkeit zu enthüllen beginnt.

Die Hauptperson ist nicht der „in Rache schwelgende Amphitryon“, sondern seine Gattin Alkmene. Man könnte versucht sein zu sagen, Kleist habe in ihr sein weibliches Ideal verkörpern wollen. Sie gefällt durch ihre liebende Hingabe, ihre unerschütterliche Treue zum Gatten, und durch ihre Frömmigkeit, letzteres ein von Kleist hinzugefügter, stark betonter Zug. Diese Frömmigkeit ist es denn auch, welche das ihr widerfahrene Unrecht in einem höheren Lichte erscheinen läßt und sie damit versöhnt; sie erschauert unter dem unfaßbaren Gedanken, daß der Allerhöchste sie vor ihren sterblichen Schwestern so ausgezeichnet. Darum kann auch Kleists Alkmene noch auf der Scene vor dem Volke erscheinen, als Jupiter seinen Betrug aufdeckt, während Molière es vermieden hat, die Betrogene, die nach seiner Zeichnung keinen idealen Rückhalt hat, den Blicken der Masse auszusetzen. Kleists Alkmene schützt eben die „Verwirrung des Gefühls“, wie Goethe sagt, von der der Dichter bei Abfassung seines Lustspiels ausgegangen ist. Dieser fromme Zug und die ideale Weiblichkeit der Alkmene wollen denn auch schlecht zu einem „Lustspiel“ passen und wenn Amphitryon nach dem Geschehnis einen Sohn verlangt, so klingt das etwas pie-

tistisch devot, gleichsam als verlange er für den göttlichen Betrug eine entsprechende Belohnung.

Die idealisierende Frömmigkeit mag Kleist deshalb hineingebracht haben, weil er dem heidnischen Mythus die christliche Idee der Menschwerdung beimischen wollte; eine Verquickung, die man im einzelnen als schön und gelungen bezeichnen kann, die aber im ganzen nur um so fremdartiger wirkt, als man das heidnisch lüsterne Grundmotiv, wie der frivole Vater der Götter zu seinem Vergnügen die „lange Nacht" schafft, stets vor Augen hat. Mit vollem Rechte durfte Goethe über diese versuchte Übertragung des Heidnischen ins Christliche sagen: „Nach meiner Ansicht scheiden sich Antikes und Modernes auf diesem Wege mehr, als daß sie sich vereinigten. Wenn man die beiden entgegengesetzten Enden eines lebendigen Wesens durch Contorsion zusammenbringt, so giebt das noch keine neue Art von Organisation; es ist allenfalls nur ein wunderliches Symbol, wie die Schlange, die sich in den Schwanz beißt."

Die Scenen zwischen Sosias und Merkur sind voll derben Humors, und können als Vorstudien zu einigen Scenen des „Zerbrochenen Kruges" gelten. Der Deutsche ist da über den Franzosen teilweise hinausgegangen. Selbst an die Grenze des Schicklichen streift er, wenn er Sosias sich entschuldigen läßt, daß er seine Charis nicht geküßt, weil er — Meerrettich gegessen. Esel, Teufel, Katze, Schurke, Halunke und andere liebliche Koseworte sind dem Sosias stets geläufig.

Der Dichter hat es auch nicht gescheut, Anachronismen mit unterlaufen zu lassen. Mit der Bibel spricht Sosias: „Der den Vögeln im Himmel Speisung reicht, wird auch den alten ehrlichen Sosias speisen," und mit der Bibel verkündet Jupiter den Sohn — wieder mit absichtlicher Beimischung christlichen Elements.

Wie so Kleist in der Charakteristik eigene Bahnen gegangen ist, so hat auch sein Stil das erreicht, was er im „Robert Guiskard" wollte: die Vereinigung der klassischen

mit der naturalistischen, Shakespeareschen Stilart. Nirgendwo ist dem Vers zuliebe so viel gethan worden, daß dadurch die Natürlichkeit der Sprache eingeengt oder verschroben wurde. Wenn es darum hin und wieder vorkommt, daß ein Fuß mehr oder weniger in einem Verse steht, so kümmert das den Dichter nicht. — Die lange Pause des Schweigens hatte die Klärung vorbereitet. Der Dialog erscheint gegenüber der „Familie Schroffenstein“ in einem lebendigen, prickelnden Flusse; die Wendungen sind gewählt. Die vielen Fragen, die unbeantwortet bleiben und doch die Handlung vorwärts bringen, bewirken etwas ungemein Lebhaftes. So war Kleist schon hier bahnbrechend vorgegangen; zwischen der klassisch-kühlen, marmorglatten Sprache Goethescher Dramen und der sentenzenreichen Schillers schuf er sich eine natürliche, realistische Sprache mit Glück, mächtig wirkend, und schon von den Zeitgenossen anerkannt, in „ganz neuem, eigenartigen Gepräge.“

„Amphitryon“ erschien im Mai 1807, von Adam Müller, dem Freunde Kleists, herausgegeben. Die Vorrede des Herausgebers war enthusiastisch lobend. Da die Komödie in sein philosophisches und religiöses System von damals paßte, pries er sie als die „Komödie der heiligsten Mysterien“, und sein Freund und Gesinnungsgenosse Gentz schreibt darüber: „Das Kleistsche Lustspiel hat mir die angenehmsten, und ich kann wohl sagen, die einzigen rein angenehmen Stunden geschaffen, die ich seit mehreren Jahren irgend einem Produkte der deutschen Litteratur verdanke.“ — „Das Stück,“ sagt er weiter, „steigt zu einer Vollkommenheit, die nach meinem Gefühl weder Bürger, noch Schiller, noch Goethe, noch Schlegel in ihrer Übersetzung französischer oder englischer Theaterwerke jemals erreicht.“ Denn „zugleich so Molière und so deutsch zu sein, ist wirklich etwas Wundervolles“. Dann nennt er es ein „wirklich Shakespearesches Lustspiel“, und „die Sprache ist durchaus des ersten Dichters würdig; diesen Stil nenne auch ich klassisch“. Körner, der Vater des Dichters,

die „Penthesilea“, die er mitten im Kriegslärm begann und im fremden Lande zum großen Teil ausgeführt hat.

Im Januar 1807 wollte Kleist über Berlin nach Dresden reisen, um dort, wie er hoffte, in anregender künstlerischer Umgebung sein Werk zu vollenden. Aber es kam anders. — Sein Freund Pfuel wanderte mit ihm, zwei Offiziere, Gauvain, Ehrenberg, wollten ebenfalls nach Berlin. Pfuel trennte sich kurz vor Berlin von der Gesellschaft. Die drei aber wurden, kaum in Berlin angekommen, ins französische Gouvernement geführt und verhört, dann als Spione festgehalten. Der General Clarke in Berlin glaubte noch sehr gnädig mit den „Spionen“ umzugehen, wenn er sie nicht nach kriegsrechtlichem Gebrauch sogleich erschießen, sondern bloß nach Frankreich transportieren ließ. Über Mainz, Straßburg, Besançon wurden die drei, die vergeblich ihre Unschuld und Harmlosigkeit zu beweisen versuchten, nach dem festen an der Straße von Neufchatel nach Paris in der Nähe von Pontarlier gelegenen Schlosse Joux gebracht. Gleich nach der Ankunft, am 5. März, schreibt Kleist der Schwester:

„Nichts kann öder sein, als der Anblick dieses, auf einem nackten Felsen liegenden Schlosses, das zu keinem anderen Zweck, als zur Aufbewahrung der Gefangenen, noch unterhalten wird. Wir mußten aussteigen und zu Fuße hinaufgehen; das Wetter war entsetzlich, und der Sturm drohte uns, auf diesem schmalen, eisbedeckten Wege, in den Abgrund hinunter zu wehen. Im Elsaß und auf der Straße weiter hin ging der Frühling schon auf, wir hatten in Besançon schon Rosen gesehen; doch hier, auf diesem Schlosse, an dem nördlichen Abhang des Jura, lag noch drei Fuß hoher Schnee. Man fing damit an, meinen beiden Reisegefährten alles Geld abzunehmen, wobei man mich als Dolmetscher gebrauchte; mir konnte man keins abnehmen, denn ich hatte nichts. Hierauf versicherte man uns, daß wir es recht gut haben würden, und fing damit an, uns, jeden abgesondert, in ein Gewölbe zu führen, das zum Teil in den Felsen gehauen, zum Teil

standen sei, ihn heiraten werde. Ihr junger Pflugknecht meldet sich und „sie leben noch verheiratet zusammen.“

Kleist hat seiner aristokratischen Natur gemäß die Geschichte aus dem Dorfe in ein Schloß, aus dem Bauernkreise in gräfliche Cirkel erhoben. Der Schauplatz ist „von Norden nach Süden verlegt“, von Frankreich nach Italien. Einer italienischen Marquise geschieht bei Erstürmung eines Schlosses, im Zustande der Ohnmacht, durch den russischen Grafen F., was der Bäuerin in der Trunkenheit von dem Knechte geschah. Sie läßt ihren Aufruf, daß sie den Thäter ehelichen wolle, in den Blättern der Stadt veröffentlichen. Die Ihrigen hatten sie verstoßen. Der Graf erscheint in der Stunde, in der sie den Thäter erwartet; — mit „einem Blicke, funkelnd wie Wetterstrahl“ sieht sie ihn an; mit den Worten: „Auf einen Lasterhaften war ich gefaßt, aber auf keinen — — — Teufel!“ verschwindet sie. Erst später folgt die Versöhnung.

Mit großer Kunst hat es der Dichter vermocht, die Marquise als das hinzustellen, was sie ist: ein hochherziges, starkes, opfermutiges Weib, seelenrein und keusch in seinem Empfinden, groß in seinem Unglücke.

Gegen den Stoff könnte man wohl alles einwenden; gegen seine Behandlung, wie Kleist sie hier fertig gebracht, nichts. Uns scheint fast, daß der Stoff durch die vollendete Darstellung zum guten Rechte gekommen ist, falscher Prüderie zum Trutz. Diese „bezaubernde realistische“ Prosa liest sich wie ein Gedicht, und daß Kleist Dramatiker ist und als solcher Wesentliches vom unwesentlichen Beiwerk zu säubern weiß, überall die Seele und das Bezeichnende sieht und vor Augen stellt, das leuchtet in dichterischer Klarheit hervor und muß in dieser wundervoll schönen Novelle gelesen werden.

Diese erste Erzählung erschien im Februarheft des „Phöbus“ 1808. Schon vorher, im September 1807, brachte das Stuttgarter „Morgenblatt“ eine andere, jedenfalls aus der Königsberger Zeit herrührende Novelle: „Das Erd-

beben in Chili“. Denselben Hohn des Schicksals über das Thun der Menschen, dieselbe Zufälligkeit der Ereignisse, wie sie uns die „Familie Schroffenstein“ zeigt, sehen wir auch in dem „Erdbeben“. Nur ist es hier die furchtbare Gewalt der Elemente, welche ein grausiges Verhängnis zweier Unglücklichen abwendet, und die fanatische Gesinnung der Menschen, welche eben diese Unglücklichen vernichtet. — Das Erdbeben in St. Jago 1647 bricht los. Ein junger Mann, der sich wegen eines Fehltrittes im Kerker befindet, und dem eben die Glocke in den Ohren tönt, die seiner Braut zum Tode läutet, will sich erhängen; da giebt ihm der Einsturz der Kerkerwände die Freiheit. Die Hinrichtung wird durch das Naturereignis unmöglich gemacht, und die Liebenden finden sich, auf wunderbare Weise gerettet, in einem Thale zusammen. Das furchtbare Unglück, das die Stadt und alle Bewohner getroffen, scheint die Gedanken an die Schuld der beiden ausgelöscht zu haben, und mit dem geretteten Volke pilgern die drei Glücklichen, der Jüngling, seine Geliebte und das Kind ihrer Liebe zu der einzigen Kirche, die das Erdbeben stehen ließ, um ihrem Schöpfer und Erhalter zu danken. Aber ein fanatischer Priester donnert von der Kanzel herab, daß Gott um der Frevelthat der beiden willen seinen Zorn über die Stadt ausgegossen; die erregte Volksmenge fällt über die beiden her und mordet sie und andere Unschuldige dazu. Die Ironie des Schicksals will es, daß das Kind der Sünde allein erhalten bleibt.

Was nur Schreckliches auf den kurzen Raum einer Erzählung zusammengedrängt werden konnte, ist hier geschehen. Dem Dichter war es darum zu thun, die Macht des Fanatismus und des Aberglaubens, die Mordbegier der blinden Volkswut zu schildern. — Große Ereignisse wirken versöhnend auf den Menschen. Aber kaum sind sie vorüber, kaum ist das nackte Leben gerettet, da bricht wieder die Leidenschaft in heller Glut aus und treibt die Bethörten, Entsetzlicheres zu vollbringen, als selbst die blinde Naturgewalt vollbracht

hatte. Die Charakteristik der Personen tritt nicht so klar hervor wie in der vorigen Erzählung; die Gestalten verblassen vor dem gewaltig schaurigen Hintergrunde. Mit Recht urteilt Wilbrandt, daß die Erzählung sich mit nichts anderem in der deutschen Litteratur vergleichen lasse, und daß sie in ihrer poetischen Gewalt selbst dem romantischen Meister der Prosa, Cervantes gegenüber, unvergleichlich sei.

Die beiden Erzählungen zeigen bereits alle Eigenheiten und Vorzüge der Kleistschen Prosa. Wenn er auch in gewissem Sinne seine Briefe als Kunstwerke betrachtete, den Novellen merkt man es an, wie sie mit liebevoller Hand geschrieben, verbessert, gefeilt sind, bis ins kleinste hinein, bis alles sich abrundete zu jenem großen, dichterischen Gemälde, an dem sich heute unser Herz erfreut. Seltsame Partizipialkonstruktionen, eingeschobene Sätze, schmückende Beiwörter, eine den Vortrag bis ins feinste berechnende Interpunktion, alles das ist herangezogen worden, den großen Zweck zu erreichen.

Wie fruchtbar jenes einsame Arbeiten war, als Kleist auch „im Kreis lieblicher Freunde" sich allein fühlte, geht daraus hervor, daß er außer einem gelungenen Übersetzungsstück und zwei Meisternovellen der deutschen Litteratur den besten Einakter schenkte, den sie besitzt, den „Zerbrochenen Krug". Wir wissen, woher er die Anregung erhielt: Wieland und Zschokke verabredeten mit ihm einen poetischen Wettstreit über die Scene des Bildes „Le Juge ou la cruche cassée"; und zwar sollte Kleist ein Lustspiel schreiben. In der Handschrift des „Zerbrochenen Kruges" auf der Königlichen Bibliothek in Berlin befindet sich eine 1811 hinzugeschriebene, ungedruckte Vorrede Kleists, die es unzweifelhaft macht, daß er auf diese Art den ersten Gedanken gefaßt. Er beschreibt in der Vorrede „das in der Schweiz vor mehreren Jahren" gesehene Bild. In Dresden diktierte er Pfuel die drei ersten Scenen, welche die Situation eröffnen und alles Kommende klar durchscheinen lassen; in Königsberg griff er den alten Stoff auf

und vollendete ihn. Wir müssen hieraus erkennen, daß Kleist sich in der Königsberger Zeit auf der Höhe seines dichterischen Schaffens und in der Blütezeit seines Stiles befunden hat; schon der „Krug" allein würde es bestätigen.

Die Vorgeschichte, welche moderne Dramatiker so gern im Beginn des Stückes von einer der Personen behaglich erzählen lassen, kommt bei Kleist ganz allmählich im Verlaufe der Handlung zum Vorschein, so freilich, daß man gleich im Anfang voraussagen kann, wie es kommen muß. Sie ist folgende:

Dorfrichter Adam ist in die hübsche Eva vergafft, die indes in dem kräftigen, gutmütigen Ruprecht einen eifersüchtigen Verlobten hat. Um bei Eva Gehör zu finden, schwindelt ihr der Richter vor, ihr Ruprecht käme mit den Soldaten nach Batavia, wenn er nicht freundschaftlicherweise für ihn einträte und ihm ein Attest ausstelle. Die Geängstigte glaubt es, und der Richter wird von ihr wegen des Attestes zu später Stunde eingelassen, wo er nun vergebens seine bösen Absichten hervorkehrt. Dabei wird er von dem argwöhnischen Ruprecht, der die Gartenthür zu so später Stunde noch offen findet, überrascht, und nur mit Not entkommt er durchs Fenster, reißt dabei den Krug herunter, daß er zerschmettert und läßt seine Perücke, die nachher das entscheidende corpus delicti werden sollte, im Spalier des Weinstockes zurück.

Danach setzt das Stück ein. Mit argen Verletzungen im Gesicht und den Kopf voll trüber Ahnungen, erwacht der Richter am Morgen nach dem späten Abenteuer. Sein Schreiber Licht bringt ihm die unangenehme Nachricht, noch heute käme hoher Besuch aus Utrecht: der Gerichtsrat Walter werde zur Revision erscheinen. Und ehe der bestürzte Richter recht daran glaubt, tritt schon ein Diener herein und meldet den Rat. Das tolle Durcheinander, das mit dieser Hiobspost beginnt, läßt den Diener kopfschüttelnd abziehen; Adam teilt seinem Schreiber eben den bösen Traum mit, er sei vor

den Richterstuhl geschleppt worden und habe sich seltsamerweise selbst den „Hals ins Eisen judiziert", da tritt Rat Walter ein.

Er drängt zur schleunigen Eröffnung des Gerichtstages, da die Parteien draußen harren; und weil „ein Zufall, ein verwünschter" den Richter um beide Perücken gebracht hat, muß er kahlköpfig die Sitzung beginnen. Die Klägerin, Frau Marthe, erscheint mit dem zertrümmerten Krug und klagt Ruprecht, den sie kurz nach dem Geschehnis in der Kammer gefunden, der That an. Und nun beginnt eine lange Verhandlung, in welcher der Richter beständig die Schuld dem Ruprecht zuschreiben will, auch ohne genügenden Beweis, und sich selbst immer fester in die Schlinge verwickelt; der Schreiber, als ein kluger Mann, hält sich abseits, nur hin und wieder eine treffende oder berichtigende Bemerkung einschiebend, bis zuletzt der Rat, nachdem er den Übelthäter längst erkannt, der Geschichte müde wird und durch seinen Urteilsspruch den Richter zur Flucht treibt. Die streitenden Parteien versöhnen sich, Eva und Ruprecht werden ein Paar, die Batavia-Geschichte erweist sich als Lüge, und Licht wird Adams Nachfolger.

Nicht mit Unrecht wird dieses echt deutsche Lustspiel und insbesondere die Figur des Adam „ein Meisterstück der komischen Poesie" genannt. Der Richter als der Schuldige, der Anwalt des Rechtes als Angeklagter, gejagt vom Revisor, vom Schreiber, von dem eigenen Schuldbewußtsein — das ist die Situation des Dorfrichters Adam. Wie er sich bei seiner mißlichen Lage noch mutig zeigt, wie er zu leugnen versteht, „hier hinein und da heraus," wie der Volksmund treffend sagt, wie er dennoch zuletzt keck das Urteil spricht und, als sich der Spieß gegen ihn wendet, feige entflieht, das muß sich auf dem Theater zu heiterster Wirkung vereinigen. Ein verschlagener Charakter, ohne irgend eine höhere Weltanschauung, verbauert in seiner Umgebung, ein Despot seinen Untergebenen, ein kriechender Schmeichler seinem Vorgesetzten gegenüber, sinnlich und frivol, ein „unermeßlicher

Zum Glück ist sie bewußtlos, während Achill erscheint und seine Myrmidonen noch manche der „Marsbräute“ stumm machen. Prothoe, die Vertraute, die „Schwester“ der Königin, bittet Achill, sich zu entfernen, wenn die Königin erwache. Er erklärt, wie er sie liebe:

> „— wie Männer Weiber lieben;
> Keusch und das Herz voll Sehnsucht doch, in Unschuld
> Und mit der Lust doch, sie darum zu bringen.
> Ich will zu meiner Königin sie machen.“

Das beruhigt die Amazonen. Als die Unglückliche erwacht, wird ihr in rührendem Betruge gesagt, Achill sei von ihr überwunden, und in der Verstörung ihrer Sinne hat sie alles Vergangene vergessen und glaubt es. Achill tritt selbst vor sie und beugt als Besiegter sein Knie; da schlägt ihre finstere Verzweiflung in sonnenhellen Jubel um. „Heran, ihr sieggekrönten Jungfraun,“ ruft sie; das Rosenfest soll gefeiert werden, die Rosen, die der Lenz verweigert, mögen die Jungfrauen mit ihrem Atem aus der Flur hauchen. Ja, sie kann ihn nicht allein tragen, diesen Jubel:

> „O Prothoe! hilf jauchzen mir, frohlocken,
> Erfinde, Freundin, Schwesterherz, erdenke,
> Wie ich ein Fest jetzt göttlicher, als der
> Olymp durchjubelte, verherrliche
> Das Hochzeitsfest der krieggeworbnen Bräute,
> Der Inachiden und der Kinder Mars'!“

Wie Penthesilea zu „Tode betrübt“ und gleich hernach „himmelhoch jauchzend“ in Jubel ausbricht, so war ja auch Kleist gewesen in dem Ringen nach seinem Ziele. Diese Jünglingsstimmung hat er ganz seiner Heldin eingehaucht. In solch siegjauchzender Stimmung spielt sich denn auch ein zartduftiges Liebesidyll ab, so frühlingsschön, und doppelt ergreifend auf dem düsteren Hintergrunde des Todes und der Schlacht. Von der Liebe plaudern die zwei; Penthesilea erzählt von ihrer Abstammung, von ihrem Volke und Lande, von den Sitten und Gesetzen der Ihrigen. An farbensatter, hinreißender Schilderung hat wohl Kleist weniges hervorge-

Wenn man den Sprung bedenkt aus der finsteren Sphäre der „Familie Schroffenstein“, oder aus den ideal göttlichen Höhen des „Amphitryon“ in das lichtheitre, behaglich übermütige Lustspiel „Der zerbrochene Krug“, so darf man Kleist den Dichter nennen, der die Höhen und Tiefen der Menschheit umfaßt und zur Darstellung bringt, und wenn er diese so verschiedenen Lebenskreise in gleicher Meisterschaft uns vor Augen zu führen vermag, dann muß man seinem Genius die höchste Bewunderung zollen. —

Im Anfang des Jahres 1806 hatte Kleist seiner amtlichen Laufbahn entsagt. Der Geheime Oberfinanzrat Altenstein erteilte dem Dichter Urlaub „um“, wie er selbst sagt, „mich sanfter aus der Affaire zu ziehen“. Jetzt war ihm die Kunst, von der er nicht hatte begreifen können, wie sie ihre Kinder der rohen Menge zeigen mochte, zur Nährmutter geworden. Seine dramatischen Arbeiten sollen ihm nun den Lebensunterhalt erwerben; denn, hofft er, „in drei bis vier Monaten kann ich immer ein solches Stück schreiben, und bringe ich es nur auf vierzig Louisdor, so kann ich davon leben. Auch muß ich mich im Mechanischen verbessern, an Übung zunehmen und in kurzer Zeit besseres liefern lernen.“ Trotz dieser optimistischen Anwandlung war der Dichter im Innern verbittert. Die Lieblingsidee der freiwilligen Kürzung dieses irdischen Jammerlebens tritt wieder in seinen Briefen hervor. „Komm, laß uns etwas Gutes thun und dabei sterben!“ ruft er seinem Freunde Rühle zu; „einen der Millionen Tode.“

Auch die Meinung von seiner künstlerischen Kraft ist gesunken. „Nun wieder zum Leben!“ fährt er in dem Briefe an den Freund fort, „so lange das dauert, werde ich jetzt Trauerspiele und Lustspiele machen. Ich habe eben wieder gestern eins fort geschickt, wovon du die erste Scene schon in Dresden gesehen hast. Es ist der zerbrochene Krug. Sage mir dreist, als ein Freund, deine Meinung, und fürchte nichts von meiner Eitelkeit. Meine Vorstellung von meiner Fähig-

Schwan und fühlt sich ganz reif zum Tode. Dann sieht sie wieder die Leiche, und der Schmerz kommt aufs neue:

> Und gilt's den Meisterschuß ins Herz des Glückes,
> So führen tück'sche Götter uns die Hand.

Die Verzweiflung erfaßt sie mehr und mehr. Willig läßt sie sich die Waffen abnehmen; zum Sterben braucht sie diese nicht. Sie stirbt durch den eigenen Willen allein:

> Denn jetzt steig' ich in meinen Busen nieder,
> Gleich einem Schacht, und grabe, kalt wie Erz,
> Mir ein vernichtendes Gefühl hervor.
> Dies Erz, dies läutr' ich in der Glut des Jammers
> Hart mir zu Stahl; tränk' es mit Gift sodann,
> Heißätzendem, der Reue, durch und durch;
> Trag' es der Hoffnung ew'gem Amboß zu,
> Und schärf' und spitz' es mir zu einem Dolch;
> Und diesem Dolch jetzt reich' ich meine Brust:
> So! So! So! So! Und wieder! — Nun ist's gut.

In dieser Tragödie ist „die große, wildedle Natur der Penthesilea in der Furchtbarkeit, wie in der Großartigkeit mit kühnster Konsequenz dargestellt." Es läßt sich ja kaum, im einzelnen und an und für sich betrachtet, etwas Gräßlicheres denken als der Tod des Achill; aber hinwieder im Zusammenhang des Ganzen, aus der Charakteristik der Heldin heraus, ist dieser fürchterliche Tod wohl verständlich. Die schwere Aufgabe, die sich Kleist stellte, „eine große Natur in der ganzen Skala der Empfindungen, von der glühendsten Liebe bis zum wildesten Hasse, vom Taumel des Glückes bis zur stumpfen Selbstvernichtung auszudenken, auszufühlen und auszugestalten," hat er glänzend gelöst. Allerdings wurde er bei der Lösung insofern unterstützt, als er diese Natur, die er darzustellen unternahm, in sich selbst fand. Wenn Goethe gegen die Figur der Penthesilea einwendet, daß z. B. die „Amazone mit einer Brust auf dem Theater erscheint und das Publikum versichert, daß alle ihre Gefühle sich in die zweite, noch übrig gebliebene Hälfte geflüchtet hätten", und daran einige Bemerkungen knüpft, so ist dieser Einwurf einseitig, wenn nicht gewollt unfreundlich. Übrigens begreift man

seine Worte nach der Stelle in einem Briefe, den er an Kleist schrieb, als dieser ihm 1808 im „Phöbus“ ein Fragment der Penthesilea überreicht hatte. Goethe schreibt: „Mit der Penthesilea kann ich mich nach nicht befreunden. Sie ist aus einem so wunderbaren Geschlechte und bewegt sich in einer so fremden Region, daß ich mir Zeit nehmen muß, mich in beide hineinzufinden.“

Das „widerwärtige Bild“ bietet sich dem anteilnehmenden Leser — für diesen und nicht für das Theater ist die „Penthesilea“ zunächst gedacht, in neuerer Zeit auch mit Erfolg auf der Bühne gegeben — so schön in den zartduftigen Teilen seiner Milde, so großartig hinreißend in seiner gigantischen Partie, daß die volle Harmonie der Erscheinung durch nichts gestört wird, und der Gedanke an die Verstümmelung der Amazonen nicht einmal aufkommen kann.

Nichts Gewöhnliches war es, was Kleists Wollen erstrebt. Im Drama das Höchste, das, was die anerkannten Meister einzeln Vortreffliches hatten, das wollte er in stolzem Sinne zur Einheit vereinigen. Und da er nun hinterher dieses Ringen, das ihm jetzt selbst sehr problematisch vorkommen mochte, in Bildern und treu empfundenen Gestalten der Welt vor Augen führen wollte, da fand er in der Wirklichkeit nichts, was diesem ungeheuren Wesen, so wie er es empfand, gleichen konnte. So kam er in das Gebiet der Sage und des Märchens, so fand er seine Penthesilea. Diese Welt, weit über unserer trivialen Wirklichkeit, kann wohl unser Empfinden berühren, kann unsere Stimmung tief treffen; aber unseren Willen läßt sie unberührt. Gleichsam wie in einem Panorama sehen wir die ganze titanische Geschichte vor unserem Geiste entstehen; unser Auge wird vielleicht feucht, weilt hier länger und geht dort schneller vorüber; doch unsere innerste Regung, unser Entschließen wird nicht bewegt.

Schön ist es dargestellt, daß Penthesilea, die schon durch die eigenmächtige Selbstbestimmung des Mannes die tragische Schuld auf sich geladen — denn eine Vorausbestimmung

dessen, den sie erringen wollten, stand den Amazonen nicht zu — die also ihre Schuld in sich selbst trug, nicht durch eine äußere Macht dem Tode verfällt, sondern aus der großen Kraft ihres Willens heraus den Tod findet. Eine Waffe, mit der sie sich dem Tode geweiht, wäre schon etwas Fremdartiges gewesen; sie stirbt, „weil die Gewalt ihres Willens sie dem Geliebten nachzieht.“

Daß wieder das Schicksal die Herrliche zum Tode reif machte, und sie eben um so sicherer fassen konnte, weil sie so herrlich war, das spricht am Schlusse des Dramas Prothoe mit denselben Worten aus, die in der „Familie Schroffenstein“ schon einmal Sylvester in den Mund gelegt werden: Sie sank, weil sie zu stolz und kräftig blühte;

> Die kranke, abgestorbne Eiche steht
> Dem Sturm, doch die gesunde stürzt er nieder,
> Weil er in ihre Krone greifen kann.

Den Charakter Achills, der aus der griechischen Sage, aus Homer bekannt ist, hat Kleist weiter ausgebildet. Göttliche, unüberwindbare Kraft, schnelle That, eine weichere Regung nur in dem wenig verlockenden Bilde eines Briseïs-Verhältnisses, das ist das, was Homer von Achill in unserer Vorstellung hinterläßt. Kleist bringt ein neues Moment hinzu. „Die romantische Rührung des Achill durch die Schönheit der Penthesilea ist ein Zeichen neuer, im Homer noch nicht sichtbarer Gesinnung,“ so urteilt ein Zeitgenosse Kleists, Welcker. Und dieser „neuen Gesinnung“ wegen hat er die Schranken herkömmlicher Überlieferung durchbrochen; statt nach Homer durch den Pfeil Apollons von Paris' Bogen sinkt der Pelide unter der Hand der Amazonenkönigin, so, wie es in der dichterischen Phantasie, nach dem Gefühle des poetischen Rechts kommen mußte.

In Dresden verkehrte Kleist außer mit seinen langjährigen Freunden Pfuel und Rühle mit dem Naturwissenschaftler Gotthilf Heinrich Schubert. Die sächsische Hauptstadt vereinigte gerade damals eine größere Anzahl vortrefflicher Men-

von großen Quadersteinen aufgeführt, ohne Licht und ohne Luft war. Nichts geht über die Beredsamkeit der Franzosen. Gauvain kam in das Gefängnis zu sitzen, in welchem Toussaint Louverture gestorben war; unsere Fenster waren mit dreifachen Gittern versehen, und wie viele Thüren hinter uns verschlossen wurden, das weiß ich gar nicht; und doch hießen diese Behältnisse anständige und erträgliche Wohnungen. Wenn man uns Essen brachte, war ein Offizier dabei gegenwärtig; kaum daß man uns, aus Furcht vor staatsgefährlichen Anschlägen, Messer und Gabel zugestand."

Auf ihre wiederholten Vorstellungen gab ihnen der Kommandant andere Zimmer; auf Ehrenwort erlaubte er ihnen, auf den Wällen spazieren zu gehen. Damit ist Kleist schon zufrieden; sein Zimmer ist zum Arbeiten bequem, an der „Penthesilea" wird fleißig geschafft. Da eine Beschwerdeschrift der Gefangenen an den Kriegsminister Erfolg hatte, wurden sie nach Chalons sur Marne gebracht, wo sich die übrigen Kriegsgefangenen befanden, „Menschen, die von Schmerz und Elend niedergedrückt sind" und aus deren Gesellschaft Kleist bald zu kommen strebt. Die treue Schwester ergriff auch hier für ihn die Angelegenheit mit ihrer energischen Hand. „Ich komme nicht, um von Ew. Excellenz eine Gunst zu erflehen, sondern ich komme, um Gerechtigkeit zu fordern," schreibt sie an General Clarke. Ihre Schilderung von des Bruders durchaus friedlichen Absichten, das Bekenntnis, daß sie diesen Bruder über alles in der Welt liebt, das mag den General bewogen haben, Schritte beim Kriegsminister zu thun, daß er dem Gefangenen die freie Heimreise gewähren möge, was indes noch mehrere Monate auf sich warten ließ.

Kleist, der von Anfang die ganze Gefangennahme auf die leichte Schulter genommen, beginnt jetzt, ungeduldig zu werden. Er erhält keinen Sold und weiß nicht, wovon er leben soll; er muß eines seiner Werke („Amphitryon") unter dem Werte verkaufen und er sehnt sich aus dem verhaßten

Frankreich fort unter Menschen, denen er sich mitteilen kann. „Ich arbeite," schreibt er an seine Verwandte, Marie von Kleist, „wie Sie sich wohl denken können, jedoch ohne Lust und Liebe zur Sache. Hier in Chalons lebe ich wieder so einsam wie in Königsberg. Kaum merke ich, daß ich in einem fremden Lande bin, und oft ist es wie ein Traum, hundert Meilen gereist zu sein, ohne meine Lage verändert zu haben." In so trauriger Lage, ist es natürlich, daß er auf den „Refrain des Lebens", den Tod kommt. „Ach es ist ein ermüdender Zustand, dieses Leben; recht, wie Sie sagten, eine Fatigue."

Endlich, es war um die Mitte des Juli, wurde Kleist freigelassen. Nachdem er sich in Berlin dem General Clarke gemeldet hatte, eilte er, die Schwester wiederzusehen, der er nun auch die Befreiung aus der Gefangenschaft zu danken hatte. Er traf sie in der Lausitz bei Verwandten. Die fortwährenden Zuschüsse, die sie dem Bruder aus ihrer eigenen Kasse zugewendet, hatten auch ihr Vermögen ziemlich erschöpft. Kleist fühlte das bitter; und wenn er es ihr gegenüber in Briefen noch nicht erwähnt hat, so lag das daran, daß er überzeugt war, sie kenne in der Beziehung sein Inneres, und dann auch, weil er ja doch nicht abhelfen konnte. Jetzt fand sich eine Gelegenheit. Die Pension, die er von der Königin bezog, sollte zur größeren Sicherstellung in eine Präbende verwandelt werden. Diese trägt er der Schwester an. Die Schriftstellerei wäre ein weiterer Erwerbzweig und so könnten sie beide recht wohl zusammen auskommen. Allein die vorsichtige Schwester ist nach den gemachten Erfahrungen hierzu gar nicht zu bewegen, und so mußte Kleist sich entschließen, ohne sie nach dem freundlichen Dresden zu ziehen, wo er sich ja von Anfang an seinen Aufenthalt bestimmt hatte.

Die Freunde, Pfuel und Rühle, fand er in Dresden wieder. Die Zeit seiner Gefangenschaft hatte er nicht müßig vorübergehen lassen. Die „Penthesilea" war rüstig fortgeschritten; hier in Dresden brachte er sie ganz zum Schlusse. Pfuel erzählt, daß ihn in Dresden Kleist eines Abends mit

Thränen empfing, und seine verwunderte Frage mit dem Ausruf beantwortete: „Nun ist sie tot!“ Es war die Heldin seiner Tragödie, die er meinte.

Seine Ansicht vom Schönen hat Kleist in den merkwürdig und paradox klingenden Worten niedergelegt: „Jede erste Bewegung, alles Unwillkürliche ist schön, und schief und verschroben alles, sobald es sich begreift.“ Es bedarf keines großen Scharfsinnes, um aus diesem Paradoxon den richtigen Kern herauszuschälen; die „erste Bewegung“, das „Unwillkürliche“, Naive und natürlich Empfindende, das sich auch gar nicht begreifen kann, findet sich in der Amazonentragödie „Penthesilea“ rein und ausdrucksvoll.

Der „Robert Guiskard“ war einst seinem suchenden Geiste entflohen; und doch drängte es den Dichter, sein Ringen und Schaffen, das ganze Selbst seiner Seele in eine Dichtung zu zwingen, um, wenn er sich so von dem quälenden Titanenstreben frei geschrieben, in freier menschlicher Wirksamkeit sein Leben ruhiger zu bethätigen. Und wie sehr er es in dieser Hinsicht mit der „Penthesilea“ ernst nahm, das beweist er durch seinen Ausspruch: „Es ist wahr, mein innerstes Wesen liegt darin und sie haben es wie eine Seherin aufgefaßt: Der ganze Schmerz zugleich und Glanz meiner Seele.“ Und daß er sich, den Mann, in Penthesilea, dem Weibe, darstellt, ist auch gewiß nicht ohne Bedeutung. Beide streben sie dem höchsten Ziele zu und setzen an die Erreichung desselben ihr Alles. Die ganze Charaktermischung der Kleistschen Individualität, in der das Weiche, Hingebende, Weibliche bei aller Kraft und Energie dennoch den Vorrang behauptete, das ließ sich in dem Mannweibe am besten vereinigen, ohne daß dadurch die Harmonie der lieblichen Erscheinung im mindesten gestört wurde.

Der Stoff zur „Penthesilea“ ist der griechischen Sagenwelt entnommen. Zu dem Trojanerheere stoßen die Amazonen aus der Gegend des Schwarzen Meeres, um als Bundesgenossen gegen die Griechen zu kämpfen. Ihre Königin

ist Penthesilea, die Tochter der Otrere. Jede der „Marsbräute" will sich einen Mann erbeuten, um ihm in der Heimat beim Rosenfeste in Liebe anzugehören. Nachher müssen die Männer wieder aus dem Frauenstaate weg, so will es das Gesetz. Von der großen Tanais ist der Staat gegründet worden; damit die Jungfrauen im Kampfe beim Bogenspannen nicht behindert sind, wird ihnen die rechte Brust ausgebrannt. Das sind die Hauptmomente der Sage, wie sie Penthesilea in der hinreißenden Liebesscene ihrem Auserkorenen, Achill, erzählt. Fast scheint es, wenn wir die Handlung des Stückes betrachten, die nur aus den Kämpfen zwischen Achill und der Amazonenkönigin besteht, daß sie für eine Tragödie nicht Stoff genug biete, zumal alle Kämpfe hinter der Scene spielen. Aber es kam Kleist nicht darauf an, ein Theaterstück im landläufigen Sinne zu schreiben, wenigstens nicht in erster Linie. „Ob Penthesilea," schreibt er an Marie von Kleist, „bei den Forderungen, die das Publikum an die Bühne macht, gegeben werden wird, ist eine Frage, die die Zeit entscheiden muß. Ich glaube es nicht, und wünsche es auch nicht, so lange die Kräfte unserer Schauspieler auf nichts geübt werden, als Naturen, wie die Kotzebueschen und Ifflandschen sind, nachzuahmen." In seiner herben Beurteilung trifft Kleist zwar hier nicht den Kern der Sache; aber man sieht doch, daß er fürs erste kein Theaterstück schreiben wollte. Ihm stand in erster Linie die Aufgabe vor Augen, den ringenden, gärenden Elementen seines Innern Ausdruck zu geben.

Die Scene ist das Lager der Griechen vor Troja; noch sind Iliums Mauern nicht gefallen, und die Sache der Griechen steht nicht glänzend. Zumal jetzt, wo den Troern in den Amazonen wertvolle Bundesgenossen gekommen sind. Odysseus erzählt den Heerführern von dem seltsamen Weibervolke, wie ihre Königin bei Achills Anblick erglüht und ihre Feindin geworden; warum, weiß keiner zu sagen. Seitdem tobt die Schlacht, für die Argiver nicht glücklich. Achill, meint er, müsse vom Kampfplatz entfernt werden; denn um

der Kunst seinem Genius opferten. Wie ihn alles tief im Innersten berührte, Schmerz und „rauschender Freuden Überschwang“, so müssen ihn diese äußeren Erfolge stark begeistert haben. So sehr söhnten sie ihn mit sich selbst aus, daß er den Gedanken faßte, zu den Seinigen zurückzukehren: sie sollten jetzt sehen, daß er doch etwas geworden.

Die Vorbereitungen zur Phöbus-Ausgabe ließen sich indes schlecht an. Die Zeit, in der das erste Heft erscheinen sollte, war schon sehr nahe gerückt, und noch waren keine Prospekte und Einladungen gedruckt oder gar versandt. Und nun gings in überstürzender Eile; im Januar 1808 meldet Kleist Ulrike: „Unsere litterarische Unternehmung ist in vollem Laufe; Dresden allein bringt fünfzig Subskribenten auf, woraus du das Resultat des Ganzen berechnen magst, wenn du auch nur annimmst, daß von den übrigen Städten in Deutschland jede eins nimmt. Die Horen setzten 3000 Exemplare ab, und schwerlich konnte man sich, bei ihrer Erscheinung, lebhafter dafür interessieren, als für den Phöbus. Durch alle drei Hauptgesandten dieser Residenz (den französischen, österreichischen und russischen, welch letzterer sogar — Graf Kanikow — Aufsätze hergiebt) cirkulieren Subskriptionslisten, und wir werden das erste Heft auf Velin durch sie an alle Fürsten Deutschlands senden.“

Das erste Heft, reich und schön ausgestattet, erschien. Der Sonnengott auf dem Titelbilde war nach einer Zeichnung Hartmanns recht hübsch ausgefallen, und erregte das Verlangen, das, was er hinter der Decke barg, zu schauen. Und da fand man ein „organisches Fragment“ der „Penthesilea“, Aufsätze Müllers, ein Gedicht von Novalis, und ein Bild Hartmanns, zu dem Kleist die Legende „Der Engel am Grabe des Herrn“ geschrieben. Recht siegesfroh klingt die Ankündigung, die von Kleist und Müller gemeinschaftlich unterzeichnet war. Einige charakteristische Stellen mögen hier Platz finden:

„Unter dem Schutze des daherfahrenden Gottes eröffnen

Zum Glück ist sie bewußtlos, während Achill erscheint und seine Myrmidonen noch manche der „Marsbräute" stumm machen. Prothoe, die Vertraute, die „Schwester" der Königin, bittet Achill, sich zu entfernen, wenn die Königin erwache. Er erklärt, wie er sie liebe:

„— wie Männer Weiber lieben;
Keusch und das Herz voll Sehnsucht doch, in Unschuld
Und mit der Lust doch, sie darum zu bringen.
Ich will zu meiner Königin sie machen."

Das beruhigt die Amazonen. Als die Unglückliche erwacht, wird ihr in rührendem Betruge gesagt, Achill sei von ihr überwunden, und in der Verstörung ihrer Sinne hat sie alles Vergangene vergessen und glaubt es. Achill tritt selbst vor sie und beugt als Besiegter sein Knie; da schlägt ihre finstere Verzweiflung in sonnenhellen Jubel um. „Heran, ihr sieggekrönten Jungfraun," ruft sie; das Rosenfest soll gefeiert werden, die Rosen, die der Lenz verweigert, mögen die Jungfrauen mit ihrem Atem aus der Flur hauchen. Ja, sie kann ihn nicht allein tragen, diesen Jubel:

„O Prothoe! hilf jauchzen mir, frohlocken,
Erfinde, Freundin, Schwesterherz, erdenke,
Wie ich ein Fest jetzt göttlicher, als der
Olymp durchjubelte, verherrliche
Das Hochzeitsfest der krieggeworbnen Bräute,
Der Inachiden und der Kinder Mars'!"

Wie Penthesilea zu „Tode betrübt" und gleich hernach „himmelhoch jauchzend" in Jubel ausbricht, so war ja auch Kleist gewesen in dem Ringen nach seinem Ziele. Diese Jünglingsstimmung hat er ganz seiner Heldin eingehaucht. In solch siegjauchzender Stimmung spielt sich denn auch ein zartduftiges Liebesidyll ab, so frühlingsschön, und doppelt ergreifend auf dem düsteren Hintergrunde des Todes und der Schlacht. Von der Liebe plaudern die zwei; Penthesilea erzählt von ihrer Abstammung, von ihrem Volke und Lande, von den Sitten und Gesetzen der Ihrigen. An farbensatter, hinreißender Schilderung hat wohl Kleist weniges hervorge-

bracht, was so glühend und eindringlich wirkt, als diese Scene. Staunend horcht der Pelide zu Füßen seiner Geliebten der wundersamen Rede; aber auf einmal tost das Getümmel der Schlacht mitten in diese Idylle, wie rauher Trompetenstoß in Nachtigallenlaut. Achilles muß ihr jetzt die Wahrheit sagen, daß nicht er, sondern sie besiegt sei. Nach Phthia will er sie mitnehmen; dort soll sie seine Königin werden. Ihr bleibt alles, was er sagt, unverständlich. Die Amazonen, die siegreich vorgedrungen, trennen die beiden; Achill muß mit den Griechen vor ihrem kriegerischen Ungestüm entweichen. Alle Gefangenen haben die Griechen befreit, und Penthesilea muß nun auch noch den Vorwurf hören, das sei ihre Schuld.

Ein Herold bringt Achills neue Aufforderung zum Zweikampfe auf dem freien Felde. Die Königin ist starr. Sie ahnt des Helden Absicht nicht, sich von ihr besiegen zu lassen, damit er ihr folgen könne; ihr scheint das schnöder Schimpf und höhnende Herausforderung. Der Wahnsinn spricht aus ihrem Blick; sie ruft nach den Hunden, den Elefanten, nach dem Sichelwagen. Den männermordenden Ares fleht sie auf den Knieen an, daß sie „wie ein Donnerkeil aus Wetterwolken auf dieses Griechen Scheitel niederfalle!“ Den Bogen prüft sie und legt auf die getreue Prothoe an, die getroffen niederstürzt. Dann schreitet sie, umheult von der Meute, Achill entgegen. Ihm mag noch ihr kosendes Liebesgeflüster im Ohre geklungen haben; denn unbewaffnet geht er und allein der Rasenden entgegen, und sie — spannt den Bogen und trifft ihn in den Hals, ereilt den Fliehenden und schlägt mit der Meute um die Wette die Zähne in sein weißes Fleisch. Und dann

— steht sie lautlos da, die Grauenvolle,
Bei seiner Leich', umschnüffelt von der Meute,
Und blicket starr, als wär's ein leeres Blatt,
Den Bogen siegreich auf der Schulter tragend,
In das Unendliche hinaus, und schweigt.

Noch einmal indes erwacht sie zu freudigem Bewußtsein; sie reinigt sich von dem Blute der Schlacht wie ein junger

Schwan und fühlt sich ganz reif zum Tode. Dann sieht sie wieder die Leiche, und der Schmerz kommt aufs neue:

> Und gilt's den Meisterschuß ins Herz des Glückes,
> So führen tück'sche Götter uns die Hand.

Die Verzweiflung erfaßt sie mehr und mehr. Willig läßt sie sich die Waffen abnehmen; zum Sterben braucht sie diese nicht. Sie stirbt durch den eigenen Willen allein:

> Denn jetzt steig' ich in meinen Busen nieder,
> Gleich einem Schacht, und grabe, kalt wie Erz,
> Mir ein vernichtendes Gefühl hervor.
> Dies Erz, dies läutr' ich in der Glut des Jammers
> Hart mir zu Stahl; tränk' es mit Gift sodann,
> Heißätzendem, der Reue, durch und durch;
> Trag' es der Hoffnung ew'gem Amboß zu,
> Und schärf' und spitz' es mir zu einem Dolch;
> Und diesem Dolch jetzt reich' ich meine Brust:
> So! So! So! So! Und wieder! — Nun ist's gut.

In dieser Tragödie ist „die große, wildedle Natur der Penthesilea in der Furchtbarkeit, wie in der Großartigkeit mit kühnster Konsequenz dargestellt.“ Es läßt sich ja kaum, im einzelnen und an und für sich betrachtet, etwas Gräßlicheres denken als der Tod des Achill; aber hinwieder im Zusammenhang des Ganzen, aus der Charakteristik der Heldin heraus, ist dieser fürchterliche Tod wohl verständlich. Die schwere Aufgabe, die sich Kleist stellte, „eine große Natur in der ganzen Skala der Empfindungen, von der glühendsten Liebe bis zum wildesten Hasse, vom Taumel des Glückes bis zur stumpfen Selbstvernichtung auszudenken, auszufühlen und auszugestalten,“ hat er glänzend gelöst. Allerdings wurde er bei der Lösung insofern unterstützt, als er diese Natur, die er darzustellen unternahm, in sich selbst fand. Wenn Goethe gegen die Figur der Penthesilea einwendet, daß z. B. die „Amazone mit einer Brust auf dem Theater erscheint und das Publikum versichert, daß alle ihre Gefühle sich in die zweite, noch übrig gebliebene Hälfte geflüchtet hätten“, und daran einige Bemerkungen knüpft, so ist dieser Einwurf einseitig, wenn nicht gewollt unfreundlich. Übrigens begreift man

sein; denn wir hören von Emma Körner: „Kleist sehen wir ziemlich oft und seine Gesellschaft gewährt uns recht viel Vergnügen; er ist ein ganz eigener Mensch, und man muß ihn genauer kennen, um ihn zu verstehen.“ Doch wie oben schon bemerkt, trübte der Streit mit Goethe sehr bald dieses trauliche Verhältnis. Körner war zu sehr in die Anschauungen der großen Weimarer hineingewachsen; er war Schillers persönlicher Freund und Vertrauter gewesen und stand mit Goethe im Briefwechsel. Kleist merkte bald die Stimmung gegen ihn, und weil er beschloß, den Umgang mit Körners Kreise abzubrechen, suchte er zuerst mit Julie ins reine zu kommen.

Er forderte sie auf — und hier bricht wieder seine grillenhafte, menschenscheue Natur hervor — mit ihm ohne Wissen ihres Vormundes in brieflichen Verkehr zu treten. Als das Mädchen dieses Ansinnen ablehnte, kam er nach drei Tagen wieder, um sich denselben Bescheid zu holen, und nun wiederholte er seine Aufforderung nach drei Wochen und nach drei Monaten, wenngleich sein Herz das Verhältnis nach der ersten ablehnenden Antwort Juliens sofort verworfen hatte.

Nach seiner Meinung hatte man gegen ihn intriguiert. Dora Stock, die „alte Jungfer“, die sich schon über seine poetischen Arbeiten aus mangelndem Verständnis sehr ungünstig ausgesprochen, schien ihm die Böse zu sein. Und als er in poetischer Kraft seinen jüngsten Erlebnissen Farbe und Gestalt geben mußte, da verdichtete sich das Idealbild vom Weibe im „Käthchen“, das seinem „hohen Herrn“ folgt, ohne die sanktionierende Aufsicht von „Oheims und Basen“, und ihr Gegenbild, die kokette, dem Männerfange lebende alte Jungfer, verkörperte er in der „Kunigunde“, Kopie frei nach Dora Stock. Jedenfalls that er dem armen Fräulein in seiner maßlosen Art unrecht.

Der „Phöbus“ hatte die gehegten Erwartungen gründlich getäuscht. Vieles verschuldeten die Herausgeber selbst. Selten erschien ein Heft zur festgesetzten Zeit, und so wurden die eifrigen Leser enttäuscht und erzürnt; auch brachte

dessen, den sie erringen wollten, stand den Amazonen nicht zu — die also ihre Schuld in sich selbst trug, nicht durch eine äußere Macht dem Tode verfällt, sondern aus der großen Kraft ihres Willens heraus den Tod findet. Eine Waffe, mit der sie sich dem Tode geweiht, wäre schon etwas Fremdartiges gewesen; sie stirbt, „weil die Gewalt ihres Willens sie dem Geliebten nachzieht."

Daß wieder das Schicksal die Herrliche zum Tode reif machte, und sie eben um so sicherer fassen konnte, weil sie so herrlich war, das spricht am Schlusse des Dramas Prothoe mit denselben Worten aus, die in der „Familie Schroffenstein" schon einmal Sylvester in den Mund gelegt werden: Sie sank, weil sie zu stolz und kräftig blühte;

> Die kranke, abgestorbne Eiche steht
> Dem Sturm, doch die gesunde stürzt er nieder,
> Weil er in ihre Krone greifen kann.

Den Charakter Achills, der aus der griechischen Sage, aus Homer bekannt ist, hat Kleist weiter ausgebildet. Göttliche, unüberwindbare Kraft, schnelle That, eine weichere Regung nur in dem wenig verlockenden Bilde eines Briseïs-Verhältnisses, das ist das, was Homer von Achill in unserer Vorstellung hinterläßt. Kleist bringt ein neues Moment hinzu. „Die romantische Rührung des Achill durch die Schönheit der Penthesilea ist ein Zeichen neuer, im Homer noch nicht sichtbarer Gesinnung," so urteilt ein Zeitgenosse Kleists, Welcker. Und dieser „neuen Gesinnung" wegen hat er die Schranken herkömmlicher Überlieferung durchbrochen; statt nach Homer durch den Pfeil Apollons von Paris' Bogen sinkt der Pelide unter der Hand der Amazonenkönigin, so, wie es in der dichterischen Phantasie, nach dem Gefühle des poetischen Rechts kommen mußte.

In Dresden verkehrte Kleist außer mit seinen langjährigen Freunden Pfuel und Rühle mit dem Naturwissenschaftler Gotthilf Heinrich Schubert. Die sächsische Hauptstadt vereinigte gerade damals eine größere Anzahl vortrefflicher Men-

schen, die der herrschenden Unruhen halber sich aus den Residenzen der Hauptstaaten in das ruhige, schöne Elb-Athen geflüchtet hatten. Schubert hielt Vorlesungen, in denen er die Natur in mystischer Deutung auffaßte. Ein Zeitgenosse urteilt über ihn, daß seine Lehre „Licht aus der reinen Quelle des Geistes geschöpft“ sei, daß er „eine unleugbar geniale Erscheinung“ gewesen, und daß das glänzende Licht seines Geistes im Verkehr mit dem „liebenswürdigen Manne“ nicht im geringsten blendete oder verletzte.

Ferner gehörte zu diesem Kreise der in jenen Tagen vielfach genannte Adam H. Müller. Er war ein vielgereister Mann; aus allen Wissensquellen hatte er geschöpft, und von einigen wurde er ein Mensch von „unergründlicher Gelehrsamkeit“ genannt; die größten Geister der Nation sprachen von ihm mit Hochachtung. Er brachte Kleist eine schwärmerische Anerkennung entgegen; das bewies er schon in der Vorrede zum „Amphitryon“, für welchen er Kleist in Dresden einen Verleger zu schaffen gewußt hatte, als der Dichter noch in französischer Gefangenschaft war.

In Adam Müller fand der Dichter einen Freund, der recht zu ihm zu passen schien. Wie Kleist die Vermittlung zwischen dem Klassischen und Naturalistischen in der Kunst erstrebte, so suchte Müller eine Einigung zwischen Dogmatismus und Skepticismus in der Philosophie. Er predigte die „Philosophie des Gegensatzes“. Allerdings bestand ein tiefgreifender Unterschied zwischen beiden; Kleist hatte die innere Kraft, welche die von ihm erstrebte Vermittlung garantieren konnte; Müller war ein junger Gelehrter, der in der Fülle der Phrasen den Gedanken verdeckte, und durch glänzende Rednergabe dennoch die Öffentlichkeit zu gewinnen vermochte. Wir begreifen es daher, daß Kleists Persönlichkeit zuletzt dem ganzen wetterwendischen Charakter dieses Mannes das Siegel seines Geistes aufdrückte, so daß Kleists Ideenwelt aus Müllers Munde sprach.

Friedrich Gentz, der Philosoph des Lebensgenusses und

einer der größten Hasser des Korsen, weilte zwar nicht in Dresden. Aber als Müllers engster Freund blieb er durch einen lebhaften Briefwechsel mit diesem in regem Verkehr und dadurch auch mit dem Dresdener Kreise.

Es war keine hingebende, selbstgenügende Freundschaft, die Müller mit Kleist verband. Mit feinem Gefühl erkannte er den genialen Dichter und er gedachte den Freund für seine Zwecke auszunützen. Er sollte sein Ansehen mehren, und, wenn möglich, seine gärenden Ideen von Welt, Staat und Religion verwirklichen helfen. Und dennoch: er war der rechte Mann, den stillen, bescheidenen Dichter in der Welt bekannt zu machen. Seine Rührigkeit und das Feuer, womit er alle Erzeugnisse Kleists gegen andere Ansichten zu verteidigen pflegte, brachten dem Dichter damals Anerkennung und manchen nützlichen Freund. Und weil ein Dichter das Lob braucht wie das Brot, so können wir Kleists Freundschaft mit einem im Charakter weit unter ihm stehenden Mann begreifen.

Das vierblättrige Kleeblatt, Kleist, Rühle, Pfuel und Müller, begann damals ein Unternehmen, dessen Aussichtslosigkeit und schmählichen Untergang man von vornherein prophezeien konnte. Indessen ließ die Begeisterung fürs erste gar keinen Gedanken an das Ende aufkommen. Sie wollten nämlich eine „Buch-, Karten- und Kunsthandlung" gründen. Im September 1807 legt Kleist das Projekt seiner Schwester recht eindringlich ans Herz: „Adam Müller (ein junger Gelehrter, der hier im Winter mit ausgezeichnetem Beifall öffentliche Vorlesungen hält), Rühle und Pfuel (dem sein Bruder das Geld dazu hergiebt), sind die Interessenten. Dir alle Gründe darzuthun, aus welchen die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit dieser Unternehmung hervorgeht, ist schriftlich unmöglich. Rühle, der mit dem Prinzen jetzt hier ist, und der Pfuelen, durch den Unterricht, den dieser dem Prinzen giebt, eine Pension von 600 Rthlr. verschafft hat, ist von einer praktischen Geschicklichkeit, alles um sich herum geltend

rung Tiecks uns um eine herrliche Scene gebracht hat, die zudem der ganzen märchenhaften Anlage des Dramas und dem überirdischen, somnambulen Charakter des Käthchens besser entsprochen hätte. Käthchen belauscht im Bade Kunigundens, ihrer Rivalin, Häßlichkeit. Der Schrecken verwirrt ihr Gemüt; mehr noch der Gedanke, Graf vom Strahl solle dieses Urbild des Abschreckenden zum Weibe erhalten. Sie irrt auf Felsen, und als singende Nixe sucht Kunigunde die Irrende in die feuchte Flut hinabzulocken; da wird sie vom Cherub gerettet. Diese ganze Scene strich Kleist, weil Tieck Bedenken gegen die Möglichkeit einer Aufführung geäußert; erst später merkte der Tadler, was er angestiftet hatte. Hier konnte Kleist mit Recht sagen, daß das Urteil der Menschen ihn zu viel beherrscht, „das Käthchen von Heilbronn ist voll Spuren davon.“

Es ist eine Geschichte mit allem mittelalterlichen Requisit, welche Kleist zu einem Drama von hoher Schönheit ausarbeitete. Käthchen, die Tochter des ehrsamen Waffenschmiedes Theobald Friedeborn, ist in Wirklichkeit die Tochter des Kaisers. Ein Traum in der Sylvesternacht hat ihr den Geliebten gezeigt, wie ein Cherub ihn zu ihrem Lager führt. Treu ist sein Bild ihrem fünfzehnjährigen Herzen eingeprägt, und als Graf Wetter vom Strahl in die Werkstätte ihres Vaters tritt, um sich eine Schiene festbinden zu lassen, da erkennt sie in holdem Schreck ihren „hochverehrten Herrn“; sie stürzt ihm zu Füßen und muß ihm folgen auf Schritt und Tritt. Der biedere Bürger von Heilbronn klagt den Ritter bei der heiligen Feme der Verführung seines Kindes und höllischer Künste an; doch muß das hohe Gericht ihn freisprechen, da seine Unschuld klar bewiesen wird.

Graf vom Strahl hat sich seiner Feindin, Kunigunde von Thurneck, bemächtigt; aber die Besiegte wird Siegerin über des Grafen unerfahrenes Herz. Zwar liebt er das Käthchen, das ihm „folgt wie ein Hund“, um seiner unerklärlichen Treue willen; doch sie ist eines Bürgerlichen Tochter,

der gebildeten Welt bekannt zu machen, beschlossen die Unternehmer zu Ende des Jahres, ein Kunstjournal, das den stolzen Titel „Phöbus" führen sollte, herauszugeben; sie dachten sich darunter eine Zeitschrift ähnlich Schillers „Horen", nur noch vornehmer. Nicht allein die Poesie sollte darin vertreten sein, sondern auch die Philosophie und die bildende Kunst. Der letztere Teil blieb der Redaktion des Malers Ferdinand Hartmann unterstellt. An Gentz berichtet Müller: „Ich dirigiere die Philosophie und Kritik, Kleist die Poesie und Hartmann die bildende Kunst." Er bittet Gentz, das Unternehmen durch Empfehlung und Beiträge zu unterstützen; wie hochfliegend seine Ansicht von der Bedeutung und Stellung des „Phöbus" ist, geht daraus hervor, daß er ihn weit über die „Horen" setzt, „die Horen waren zu einer sonntäglichen Retraite bestimmt, wo man das wirkliche Leben und alles politische Kreuz der Zeitumstände eine Weile vergessen sollte. In eine so schlaffe Ansicht des Lebens habe ich nie eingehen wollen." Man erwartete für die Zeitschrift die Mitwirkung aller bedeutenden Männer, Dichter und Denker.

Es kam auch eine Zusammenkunft Kleists mit Gentz zustande. Mit dem Grafen und österreichischen Gesandten Buol reiste der Dichter nach Teplitz, wo er bei Gentz „eine Menge großer Bekanntschaften" machte. Das Glück schien ihm sogar so hold, daß er sichere Zusage auf eine Direktionsstelle am Wiener Theater erhielt; doch schlug diese Hoffnung fehl. In gewählter Gesellschaft Dresdens las man den „Zerbrochenen Krug" unter großem Beifalle vor; Goethe, wahrscheinlich durch den zum Weimarischen Kammerherrn avancierten Rühle beeinflußt, nahm das Lustspiel zur Aufführung auf dem Weimarer Theater an. Stolz mag den Dichter dieser erste Erfolg seines Strebens berührt haben; der Einsame wurde von dem großen Kollegen anerkannt; er beschloß, der Erstaufführung in Weimar beizuwohnen.

So sog Kleist in jener glücklichen Zeit zuerst den süßen Weihrauch ein, den ein gewählter Kreis und der Altmeister

der Kunst seinem Genius opferten. Wie ihn alles tief im Innersten berührte, Schmerz und „rauschender Freuden Überschwang", so müssen ihn diese äußeren Erfolge stark begeistert haben. So sehr söhnten sie ihn mit sich selbst aus, daß er den Gedanken faßte, zu den Seinigen zurückzukehren: sie sollten jetzt sehen, daß er doch etwas geworden.

Die Vorbereitungen zur Phöbus-Ausgabe ließen sich indes schlecht an. Die Zeit, in der das erste Heft erscheinen sollte, war schon sehr nahe gerückt, und noch waren keine Prospekte und Einladungen gedruckt oder gar versandt. Und nun gings in überstürzender Eile; im Januar 1808 meldet Kleist Ulrike: „Unsere litterarische Unternehmung ist in vollem Laufe; Dresden allein bringt fünfzig Subskribenten auf, woraus du das Resultat des Ganzen berechnen magst, wenn du auch nur annimmst, daß von den übrigen Städten in Deutschland jede eins nimmt. Die Horen setzten 3000 Exemplare ab, und schwerlich konnte man sich, bei ihrer Erscheinung, lebhafter dafür interessieren, als für den Phöbus. Durch alle drei Hauptgesandten dieser Residenz (den französischen, österreichischen und russischen, welch letzterer sogar — Graf Kanikow — Aufsätze hergiebt) cirkulieren Subskriptionslisten, und wir werden das erste Heft auf Velin durch sie an alle Fürsten Deutschlands senden."

Das erste Heft, reich und schön ausgestattet, erschien. Der Sonnengott auf dem Titelbilde war nach einer Zeichnung Hartmanns recht hübsch ausgefallen, und erregte das Verlangen, das, was er hinter der Decke barg, zu schauen. Und da fand man ein „organisches Fragment" der „Penthesilea", Aufsätze Müllers, ein Gedicht von Novalis, und ein Bild Hartmanns, zu dem Kleist die Legende „Der Engel am Grabe des Herrn" geschrieben. Recht siegesfroh klingt die Ankündigung, die von Kleist und Müller gemeinschaftlich unterzeichnet war. Einige charakteristische Stellen mögen hier Platz finden:

„Unter dem Schutze des daherfahrenden Gottes eröffnen

wir einen Wettlauf; jeder treibt es, so weit er kann und bleibt unüberwunden, da niemand das Ziel vollkommen erreicht, aber dafür jeder neue Gemüter für den erhabenen Streit entzünden kann ohne Ende fort.

— wie wir selbst bewaffnet sind, werden wir keinen andern Unbewaffneten oder auch nur Leichtbewaffneten auf dem Kampfplatz, den wir hierdurch eröffnen, neben uns leiden. Große Autoren von längst begründetem Ruhm werden mit uns sein; andere, wie das Eisen den Mann an sich zieht, werden ihnen nachfolgen, wenn sie den Geist dieser Unternehmung in seiner Dauer sehen werden."

Mit ihrer ersten Leistung fühlten sich denn die Herausgeber ganz zufrieden gestellt. Kleist sandte als Redakteur das erste „Stück" an Goethe, jedenfalls im Vorgefühl der zu erhaltenden Anerkennung. Doch kam es anders. Als merkwürdiges Aktenstück in der Geschichte von Kleists Verbitterung, teilen wir Goethes Brief im Wortlaut mit. Unterm 1. Februar 1808 schreibt Goethe:

„Ew. Hochwohlgeboren bin ich sehr dankbar für das übersendete Stück des Phöbus. Die prosaischen Aufsätze, wovon mir einige bekannt waren, haben mir viel Vergnügen gemacht. Mit der Penthesilea kann ich mich noch nicht befreunden. Sie ist aus einem so wunderbaren Geschlechte und bewegt sich in einer so fremden Region, daß ich mir Zeit nehmen muß mich in beide zu finden. Auch erlauben Sie mir zu sagen (denn wenn man nicht aufrichtig sein sollte, so wäre es besser, man schwiege gar), daß es mich immer betrübt und bekümmert, wenn ich junge Männer von Geist und Talent sehe, die auf ein Theater warten, welches da kommen soll. Ein Jude, der auf den Messias, ein Christ, der aufs neue Jerusalem, und ein Portugiese, der auf den Dom Sebastian wartet, machen mir kein größeres Mißbehagen. Vor jedem Brettergerüst möchte ich dem wahrhaft theatralischen Genie sagen: hic Rhodus, hic salta! Auf jedem Jahrmarkt getraue ich mir, auf Bohlen über Fässer

geschichtet, mit Calderons Stücken, mutatis mutandis, der gebildeten und ungebildeten Masse das höchste Vergnügen zu machen. Verzeihen Sie mir mein Geradezu: es zeigt von meinem aufrichtigen Wohlwollen. Dergleichen Dinge lassen sich freilich mit artigeren Tournüren und gefälliger sagen. Ich bin jetzt schon zufrieden, wenn ich nur etwas vom Herzen habe. Nächstens mehr."

Kleist fühlte sich tief verletzt und schwieg. Als aber der von Goethe angenommene „Zerbrochene Krug" nicht lange nachher bei seiner Aufführung in Weimar einen schmählichen Hereinfall erlebte, und Kleist erfuhr, Goethe habe durch seine unselige Einteilung des einaktigen Stückes in mehrere Akte gewissermaßen die Ablehnung durch das Publikum insceniert, da steigerte sich sein Grimm so, daß er, wie man erzählt, dem Dichterfürsten eine — Herausforderung zusandte. Doch verlautet darüber nichts Sicheres; aber in anderer, für einen Kleist wenig ehrenvoller Weise, machte sich sein Groll gegen Goethe Luft. Bissige, ja zum Teil geradezu verletzende, grobe Epigramme brachte er in den nun folgenden Phöbusheften auf den, der ihn seiner Meinung nach so schwer gekränkt. Die Epigramme muß man durchaus als Ausfluß seines schwer gereizten Gemütes werten. Übrigens kann Goethe von dem Verdachte Kleists wohl freigesprochen werden, denn tatsächlich war die Stimmung in den feinfühlenden, klassischen Kreisen Weimars prinzipiell gegen ihn, der in so realistisch derber Sprache seine Menschen sich ausdrücken ließ. Über Penthesilea und die Marquise von O ..., welche vollständig im Februarheft des „Phöbus" abgedruckt war, hören wir nur scharf abweisende Urteile aus dem Weimarer Kunstzirkel.

Diese Feindschaft gegen Goethe, der doch die ganze damalige Literaturgeschmacksrichtung gleichsam befehligte, war nicht dazu angethan, dem „Phöbus" ein höheres Interesse zuzuwenden. Eine übermächtige Konkurrenz anderer, in eben jener Zeit neu gegründeter Journale, die sich durchweg eines bedeutsamen, großen Mitarbeiterkreises rühmen durften, half

mit, des „Phöbus" Grab zu graben. Denn im „Phöbus" erschienen nur die beiden Herausgeber mit Beiträgen, will man kleine, unbedeutende Sachen des Humoristen Wetzel und des Mystikers Schubert in der Reihe mit jenen nicht aufzählen.

Die persönliche Gereiztheit entsprang Kleists Gemüte. Kritik konnte er schlecht ertragen und wenn er seinen Freund Rühle einmal auffordert, ihm offen zu sagen, was er von dem „Zerbrochenen Kruge" halte, so fügt er gleich darauf hinzu, es läge ihm an seinem Urteil nichts. Wo er sein ganzes Können eingesetzt, sich nun von anderen sagen zu lassen, er habe sich im Wege geirrt, oder sei an dem Ziele vorbeigeschossen, das war mehr, als seine herrische Natur verwinden konnte. Auch sein Verkehr im Körnerschen Hause ward dadurch gestört.

Der alte Körner sah Kleist gern in seinem Hause, und die Mädchen, Emma Körner, Julie Kunze und Körners Schwägerin Dora Stock, mögen mit ihm Dichtungen gelesen haben, wie er ihnen in ritterlicher Galanterie poetische Gaben gewidmet haben wird. Gelegenheitsgedichte, die zum großen Teil nicht auf uns gekommen sind, verehrte er den Damen; nur drei sind seinen „Werken" angefügt: „Jünglingsklage", „Mädchenrätsel", „Katharina von Frankreich"; kurze, knappe Lyrika, die dabei doch in sich dramatisch abgeschlossen sind. Jedenfalls schrieb er auch in dieser Zeit das Idyll „Der Schrecken im Bade". In übermütiger Laune ist es abgefaßt; mit neckischem, humorvollen Ernst schreckt die Schweizermagd Johanna die badende Margarete am Vorabend ihres Hochzeittages mit der Stimme ihres Verlobten, des Jägers Fritz. Das Idyll verrät, worauf die Gedanken des Dichters gerichtet waren. Die entflohene Liebe schien noch einmal zurückgekehrt, und in Körners Hause hatte man alles gethan, was die Neigung Kleists zu Julie Kunze — denn das war die Auserkorene seines Herzens — begünstigen konnte. So hätte der Ruhelose hier endlich den Frieden finden können. Oft muß er in dem Hause gewesen

sein; denn wir hören von Emma Körner: „Kleist sehen wir ziemlich oft und seine Gesellschaft gewährt uns recht viel Vergnügen; er ist ein ganz eigener Mensch, und man muß ihn genauer kennen, um ihn zu verstehen.“ Doch wie oben schon bemerkt, trübte der Streit mit Goethe sehr bald dieses trauliche Verhältnis. Körner war zu sehr in die Anschauungen der großen Weimarer hineingewachsen; er war Schillers persönlicher Freund und Vertrauter gewesen und stand mit Goethe im Briefwechsel. Kleist merkte bald die Stimmung gegen ihn, und weil er beschloß, den Umgang mit Körners Kreise abzubrechen, suchte er zuerst mit Julie ins reine zu kommen.

Er forderte sie auf — und hier bricht wieder seine grillenhafte, menschenscheue Natur hervor — mit ihm ohne Wissen ihres Vormundes in brieflichen Verkehr zu treten. Als das Mädchen dieses Ansinnen ablehnte, kam er nach drei Tagen wieder, um sich denselben Bescheid zu holen, und nun wiederholte er seine Aufforderung nach drei Wochen und nach drei Monaten, wenngleich sein Herz das Verhältnis nach der ersten ablehnenden Antwort Juliens sofort verworfen hatte.

Nach seiner Meinung hatte man gegen ihn intriguiert. Dora Stock, die „alte Jungfer“, die sich schon über seine poetischen Arbeiten aus mangelndem Verständnis sehr ungünstig ausgesprochen, schien ihm die Böse zu sein. Und als er in poetischer Kraft seinen jüngsten Erlebnissen Farbe und Gestalt geben mußte, da verdichtete sich das Idealbild vom Weibe im „Käthchen“, das seinem „hohen Herrn“ folgt, ohne die sanktionierende Aufsicht von „Oheims und Basen“, und ihr Gegenbild, die kokette, dem Männerfange lebende alte Jungfer, verkörperte er in der „Kunigunde“, Kopie frei nach Dora Stock. Jedenfalls that er dem armen Fräulein in seiner maßloßen Art unrecht.

Der „Phöbus“ hatte die gehegten Erwartungen gründlich getäuscht. Vieles verschuldeten die Herausgeber selbst. Selten erschien ein Heft zur festgesetzten Zeit, und so wurden die eifrigen Leser enttäuscht und erzürnt; auch brachte

die Zeitschrift meist Sachen, welche mit dem herrschenden Geschmacke im Widerspruch standen, oder gar Angriffe auf den ersten Dichter Deutschlands, wodurch es bei den einen und bei den andern verdorben wurde. Müller hatte nach Erscheinen des Februarheftes in seiner absolutistischen Manie an Gentz geschrieben: „Was die Zeitgenossen darüber (über die Marquise von O....) denken, ist gleichgültig! Alles recht Göttliche muß wohl dreißig und mehr Jahre in irdischer Umgebung so forttreiben, das lehrt die Weltgeschichte, die Bibel, und wird auch das Schicksal der Werke lehren, welche der Phöbus verbreitet. Vielleicht sind sie etwas zu frühzeitig, und das wäre ihr einziger, schöner Vorwurf."

Für das Fortbestehen des „Phöbus" war indes das Verhältnis der Zeitgenossen zu demselben sehr wichtig und entscheidend; denn sie mußten kaufen und lesen. Wer am ehesten dem Unternehmen entfremdete, das war der, welcher einst am meisten davon begeistert gewesen war: Kleist. Die „Phöbus-Buchhandlung" hatte ihre Kapitalien schon erschöpft; die Unternehmer, die ehedem keinem Verleger den Gewinn hatten gönnen wollen, waren jetzt schon sehr zufrieden, als die Walthersche Hofbuchhandlung den Verlag für den Rest des Jahres annahm, nachdem Göschen das Anerbieten abgelehnt hatte. Vom siebenten Heft der Sammlung zieht sich Kleist allmählich zurück, und brachte in der ersten Hälfte jedes Heft poetische Beiträge von ihm, so finden wir in der zweiten Reihe nur ein Bruchstück des „Käthchen" und das Idyll „Der Schrecken im Bade". Die Zeitschrift war ihm fremd geworden; „was jetzt," schreibt er im August an Ulrike, „wenn der Krieg ausbricht, daraus werden soll, weiß ich nicht. Es würde mir leicht sein, dich zu überzeugen, wie gut meine Lage wäre, wie hoffnungsreich die Aussichten, die sich mir in der Zukunft eröffneten: wenn diese verderbliche Zeit nicht den Erfolg aller ruhigen Bemühungen zerstörte. Ich habe jetzt wieder ein Stück (Das Käthchen von Heilbronn) durch den hiesigen Maître de plaisir, Graf Vitzthum, an die säch-

sische Hauptbühne verkauft, und denke dies, wenn mich der Krie
nicht stört, auch nach Wien zu thun; doch nach Berlin geh
es nicht, weil dort nur Übersetzungen kleiner französische
Stücke gegeben werden; und in Kassel ist gar das deutsche
Theater abgeschafft, und ein französisches an die Stelle gesetzt
worden. So wird es wohl, wenn Gott nicht hilft, überall
werden. Wer weiß, ob jemand noch nach hundert Jahren
in dieser Gegend deutsch spricht."

Mit dem „Phöbus" sah es schlimm genug aus; wie
Dora Stock schreibt: „Überhaupt fürchte ich, daß der Phö-
bus nicht länger wie ein Jahr leben wird," traf es ein.
Im Februar 1809 erschien das Dezemberheft des „Phöbus",
zwei Monate zu spät, und trug damit das so verheißend be-
gonnene Unternehmen ruhmlos zu Grabe.

Im Laufe des Jahres übernahm Cotta den Verlag der
„Penthesilea", nachdem die Buchdruckerei des „Phöbus" einen
Teil des Werkes (7 Bogen) fertig gestellt, und nun nicht
mehr weiter arbeiten konnte. Der Verleger gewährt ein Ho-
norar von 150 Thalern, und Kleist bietet ihm herzlichsten
Dank; er verspricht ihm das „Käthchen von Heilbronn", das
noch in diesem Jahre zur Verfügung stände, und kommt zum
Schlusse zu dem überaus rührenden, und, wenn man an den
Kleist denkt, der Goethe den Kranz von der Stirne reißen
wollte, kaum faßbaren Geständnisse: „Wenn ich dichten
kann, d. h. wenn ich mit jedem Werke, das ich schreibe, so
viel erwerben kann, als ich notdürftig brauche, um ein zweites
zu schreiben, so sind alle meine Ansprüche an dieses Leben
erfüllt."

Kein Wunder, wenn nach all diesen Erfahrungen, nach
den hochgehenden Hoffnungen zum Jahresanfang, der Dämon
des Lebensüberdrusses wieder mächtig in ihm wurde, und
ihm schwarze Selbstvernichtungspläne einflüsterte. Man be-
richtet, daß Rühle ihn an einem Herbsttage, vom Opium
betäubt, in seinem Zimmer fand, und nur mit Mühe
zum Leben zurückbrachte. — Eine Ahnung schien auch dem

dem Unglücklichen zu sagen, daß Adam Müller trotz vieler Versicherungen seiner treuesten Freundschaft nicht der sei, für den er sich ausgab. Eines Tages spazierte Kleist mit Frau von Rühle auf der Brühlschen Terrasse. Mitten im Gespräch brach Kleist in die Worte aus: „Ja, ja, es ist nicht anders, Müller muß sterben, ich muß ihn ins Wasser werfen, wenn er mir nicht freiwillig seine Frau abtritt.“ Das gab ihm offenbar ein Anflug von Wahnsinn ein, da er niemals einen Beweis von Leidenschaft für jene Frau gezeigt, und derselbe Wahnsinn trieb ihn auch an, später, als er Müller auf der Elbbrücke begegnete, diesen zu fassen, und den ernsthaften Versuch zu machen, ihn über die Brustwehr ins Wasser zu werfen.

Doch Wahnsinn und Todesgelüste verließen noch einmal den Unglücklichen; noch sollten im Spiegel seiner Seele herrliche Bilder auftauchen, und noch besaß der schöpferische Geist die Kraft, diese Bilder in lebensvoller Gestalt der Nachwelt zu überliefern: der deutschen Nachwelt deutsche Gestalten. In Dresden entstanden in jener Zeit drei seiner größten Werke: „Das Käthchen von Heilbronn“, „Michael Kohlhaas“, und „Die Hermannsschlacht“.

Das „Käthchen von Heilbronn“ ist Kleists populärstes Stück geworden, trotz der Kritik, ihrer Bedenken und Ausstellungen und trotz der Bearbeiter, die, um das Drama für die Bretter zurechtzumachen, zum Teil Verarbeiter geworden sind. — Im Maiheft des „Phöbus“ erschien der erste Akt; im August bereits konnte Kleist, wie wir oben dem Briefe an Ulrike entnahmen, das Werk an die Dresdener Bühne verkaufen. Jedenfalls begann er die Arbeit im April, also um die Zeit, in der ihm in Julie Kunze eine zweite Wilhelmine zu erstehen schien. Mit Tieck, den er in Dresden traf, und dem er sich, als dem berühmten Dichter, mit einem gewissen Stolze anschließen mochte, wurden die einzelnen Akte und Scenen eifrig durchgesprochen, und es ist leider zu beklagen, daß eine von Kleist mißverstandene Äuße-

rung Tiecks uns um eine herrliche Scene gebracht hat, die zudem der ganzen märchenhaften Anlage des Dramas und dem überirdischen, somnambulen Charakter des Käthchens besser entsprochen hätte. Käthchen belauscht im Bade Kunigundens, ihrer Rivalin, Häßlichkeit. Der Schrecken verwirrt ihr Gemüt; mehr noch der Gedanke, Graf vom Strahl solle dieses Urbild des Abschreckenden zum Weibe erhalten. Sie irrt auf Felsen, und als singende Nixe sucht Kunigunde die Irrende in die feuchte Flut hinabzulocken; da wird sie vom Cherub gerettet. Diese ganze Scene strich Kleist, weil Tieck Bedenken gegen die Möglichkeit einer Aufführung geäußert; erst später merkte der Tadler, was er angestiftet hatte. Hier konnte Kleist mit Recht sagen, daß das Urteil der Menschen ihn zu viel beherrscht, „das Käthchen von Heilbronn ist voll Spuren davon."

Es ist eine Geschichte mit allem mittelalterlichen Requisit, welche Kleist zu einem Drama von hoher Schönheit ausarbeitete. Käthchen, die Tochter des ehrsamen Waffenschmiedes Theobald Friedeborn, ist in Wirklichkeit die Tochter des Kaisers. Ein Traum in der Sylvesternacht hat ihr den Geliebten gezeigt, wie ein Cherub ihn zu ihrem Lager führt. Treu ist sein Bild ihrem fünfzehnjährigen Herzen eingeprägt, und als Graf Wetter vom Strahl in die Werkstätte ihres Vaters tritt, um sich eine Schiene festbinden zu lassen, da erkennt sie in holdem Schreck ihren „hochverehrten Herrn"; sie stürzt ihm zu Füßen und muß ihm folgen auf Schritt und Tritt. Der biedere Bürger von Heilbronn klagt den Ritter bei der heiligen Feme der Verführung seines Kindes und höllischer Künste an; doch muß das hohe Gericht ihn freisprechen, da seine Unschuld klar bewiesen wird.

Graf vom Strahl hat sich seiner Feindin, Kunigunde von Thurneck, bemächtigt; aber die Besiegte wird Siegerin über des Grafen unerfahrenes Herz. Zwar liebt er das Käthchen, das ihm „folgt wie ein Hund", um seiner unerklärlichen Treue willen; doch sie ist eines Bürgerlichen Tochter,

und kann nimmer des hochgeborenen Grafen Weib werden. Ein von Kunigunde früher entlassener Liebhaber stürmt der Treulosen Burg, eben als Graf vom Strahl auf Thurneck weilt. Thurneck geht in Flammen auf. Käthchen, die den Anschlag erfahren, kommt rechtzeitig zum Orte, um aus den Trümmern des brennenden Schlosses das Wichtigste, die Schenkungsakte, die der Graf seiner Braut gemacht hat, herauszuholen. Angetrieben wird sie dazu von der herzlosen Kokette, und unter stürzenden Balken durch ihren Beschützer, den Cherub, gerettet.

Die Liebe für Kunigunde ist nicht mehr so glühend, als der Graf ihren Egoismus erkannt hat; die opferwillige Jungfrau dagegen ist ihm um so teurer geworden. Es drängt ihn, das Rätsel zu lösen, warum die liebliche Maid ihm folgt. Unter den „süßduftenden Hollunderbüschen" findet er sie schlafen, und sie, die im Traume spricht wie eine Somnambule, verrät ihm den Traum aus der Sylvesternacht. Da steigt auch in dem Grafen die Erinnerung an einen gleichen Traum, und wie ein Blitz durchfährt es seine Seele, daß Käthchen die Seine werden müsse. Im Bade belauscht Käthchen die nackte Häßlichkeit Kunigundens; die Wütende will die, welche absichtslos ihr wahres Selbst erschaut, vergiften; doch wird die Unschuldige durch die Base des Grafen gerettet.

In Worms verklagt Theobald den Grafen vom Strahl beim Kaiser. Der Graf tritt im Zweikampf unbewaffnet vor den Alten, und wirft ihn zu Boden durch „den Blitz aus seiner Wimper". Der Kaiser, den Graf Strahl als Vater Käthchens vor aller Welt bezeichnet hat, muß das Gottesurteil anerkennen; denn plötzlich erinnert er sich, daß er einmal auf dem großen Turnier in Heilbronn mit einem Bürgermädchen verschwiegene Liebe gepflogen; seine Berechnung macht es ihm zur Gewißheit, daß Käthchen seine Tochter ist. Er erhebt das Mädchen zur Gräfin Katharina von Schwaben und nun steht der Verbindung beider nichts im

Wege, die auch, der Giftmischerin Kunigunde zum Trotz, erfolgt.

Das ist in kurzen Worten die etwas verwickelte Fabel des Dramas; verwickelt, aber nicht ein „unzusammenhängendes Gerippe einer Rittergeschichte, bei der man sehr oft von der Kette der Ideenverbindung losgerissen wird“; so urteilte ein zeitgenössischer Kunstkritiker, und so konnte nur Böswilligkeit oder Unkenntnis urteilen. Das Käthchen ist eine liebliche, rührende Gestalt, wie das Volk sie gern in seinen Erzählungen und Geschichten mit peinlicher Treue überliefert, und wie die Dichter des Volkes sie mit Vorliebe in ergreifenden Liedern besingen.

Kleist selbst nennt das Käthchen die „Kehrseite der Penthesilea“. — „Dem Heroisch-Naiven sollte hier das Anmutig-Sinnlich-Naive sich gegenüberstellen. Der großen Natur, die stürmisch ihren Antrieben folgt und mit tobender Willenskraft von glühender Liebe zu wildem Haß überspringt, die liebenswürdig-einfältige, die sich willenlos, bereit zu leiden und zu dienen, an das übermächtige Gefühl hingiebt, das sie überkommt.“

Den Einfluß von Schuberts Vorlesungen über die „Nachtseiten der Naturwissenschaft“ erkennen wir darin, daß Kleist seine Heldin ein Doppelleben führen läßt, daß er ihr eine Natur giebt, wie unsere modernen Somnambulen und spiritistischen „Medien“ sie mit bewußter Absicht zu besitzen vorgeben. Käthchen besitzt diese Gabe als wunderbare Zugabe, wie im Märchen. Als Märchen ist auch das Ganze aufzufassen. Wenn der Titel angiebt: Großes historisches Ritterschauspiel, so hat Kleist damit nur eine Konzession an die Zeitumstände gemacht, an die Zeit, in der die „Ritterschauspiele“ eine besondere Gattung der Litteratur ausmachten, und in Goethes „Götz“ und Schillers „Jungfrau von Orleans“ berühmte Beispiele aufzuweisen hatten.

Nicht vorschnell sei auch das Mitwirken des Somnambulismus bei Käthchen durch eine „mystische Neigung“ Kleists

erklärt, als etwas, das ihm im Verkehr mit dem Vertreter des Mystizismus, Schubert, von außen angeflogen kam. Kleist, der Charakteristiker und feine Psychologe, der sich nicht scheute, überall die äußersten Konsequenzen zu ziehen, verfolgte die menschliche Natur bis zu jenen Grenzen, wo das Psychologische ins Physiologische hinübergreift, und so hat wieder einmal das Genie des Dichters um Jahrzehnte voraus einen Gedanken fruchtbar zu verwenden gewußt, der später als Physio-Psychologie eine für die Erkenntnis des menschlichen Geistes wichtige Rolle spielt. Eine ähnliche Natur wie das Käthchen zeigt der später verfaßte „Prinz von Homburg".

Als Märchen aufgefaßt verliert auch die Kunigunde viel von ihrer abstoßenden Häßlichkeit in Gestalt und Charakter. Giftmischerinnen in anderen Dramen sind „dämonische, weibliche Gestalten, deren Abglanz in jedem Spiegelbild der Gegenwart zu finden wäre, während Käthchens abscheuliches Gegenbild nur im Geiste mittelalterlichen Märchens zu denken ist. Kunigunde, weit entfernt die Nachtseiten des Verlockend-Weiblichen zu vertreten, ist die Hexe des alten Märchens, deren grenzenlose moralische Häßlichkeit sich naiv auch in physischer Abscheulichkeit versinnlicht, und die bloß durch allerhand Künste die Gestalt eines begehrenswerten Weibes anzunehmen weiß."

Dem Märchen entspricht ferner, daß Käthchen zur Belohnung für ihre hingebende Treue das Vorrecht einer edlen Geburt erhält. Denn nach mittelalterlichen Begriffen wird das Schätzenswerte, Edle, am sinnlichsten durch eine hohe Geburt ausgedrückt, und so bleibt Kleist streng im Rahmen des „feudal-konservativen" Märchens, wie auch in der mittelalterlichen Sphäre seines Dramas.

Über die Sprache könnte nun alles wiederholt werden, was bei der Penthesilea bereits angeführt wurde: Frische und treffende Originalität der Bilder, eine harmonische Einigung pathetischer Sprache mit Elementen des Volkstons und sogar des Dialekts. Besonders rührend einfach, in schlichten

Naturlauten, und dabei gerade gewaltig ergreifend ist die Sprache des Käthchens, von bestrickendem Liebreiz in der einzig schönen Scene unter den „süßduftenden Holunderbüschen".

Nur die Gestalt des Kaisers scheint, wenn man von anderem Tadel in der Komposition und der zum Ende drängenden Flüchtigkeit des letzten Aktes absehen will, etwas verzeichnet. Er steht allerdings dem Verlaufe der Handlung so, wie sie sich vor unseren Augen abspielt, fern; aber er ist doch ausschlaggebend für das Schicksal der Hauptpersonen und bringt die Dinge zu einem Schlusse. Und da haftet er in unserer Erinnerung nur als ein Schwächling. Wirft nun auch die strenge Kunstkritik dem Kaiser die Rolle eines deus ex machina vor, sein plötzliches Erscheinen ist wieder echt märchenhaft; „wenn Menschenkräfte nicht helfen können, dann muß des Kaisers Majestät herbei, dann muß ein Cherub vom Himmel herunter, um dem gefährdeten Helden zum Recht zu verhelfen."

Am 17., 18. und 19. März 1810 wurde das Werk im Theater an der Wien aufgeführt. Der Autor hatte dieser Bühne sein Werk für 300 Gulden verkauft. Daß das „Käthchen" für die besonderen Verhältnisse der Bühne zugestutzt wurde, braucht wohl erst kaum hinzugefügt zu werden. Später haben verschiedene das Wagnis unternommen, die Dichtung umzugestalten und für die Bühne einzurichten. So hat Franz von Holbein eine Bearbeitung geliefert, nach ihm richteten Eduard Devrient, Feodor Wehl, Heinrich Laube, Karl Siegen das Drama bühnengerecht zu, der eine mehr, der andere weniger pietätvoll.

Als Kleist einmal Pfuel aufforderte, sich selbst im Dramatischen zu versuchen, erzählte ihm dieser als geeignet die Geschichte des „Michael Kohlhaas". Das war noch in der Zeit gewesen, da Kleist als Königsberger Diätar ein wenig erfreuliches Dasein fristete; gleich hatte er sich des ergreifenden Stoffes bemächtigt und begann, ihn novellistisch

zu behandeln. Denn dafür, das erkannte Kleist, eignete er sich besser als für ein Drama. Im Juniheft des Phöbus erschien der Anfang der Erzählung, mit dem Überfall der Tronkenburg endigend und mit der Ankündigung „Fortsetzung folgt.“

Versuchen wir den Inhalt der Erzählung kurz wiederzugeben, so werden wir dabei auf die Quelle des Kohlhaas verwiesen, auf die ungedruckte märkische Chronik von Hafftitz, welche in Schöttgens „Diplomatischer und kuriöser Nachlese der Historie Obersachsens“ (1731) ausgeschrieben ist.

Zur Zeit Luthers, im Jahre 1540, wird dem Michael Kohlhaas, einem Roßhändler und Sohn eines Schulmeisters, einem der „rechtschaffensten zugleich und entsetzlichsten Menschen seiner Zeit“ von dem Junker von Tonka eine Koppel junger Pferde angehalten. Ohne einen Schein von Recht läßt der Gewaltthäter die Pferde in seinem Dienste verwenden und der Knecht, der zur Wartung der Rappen dageblieben ist, wird auf den Tod mißhandelt. Bei dem Versuch, sich auf gesetzlichem Wege Recht zu verschaffen, mißlingen alle Schritte des Roßkamm, und er muß sogar sein treues Weib dadurch verlieren. Er sieht sein Rechtsgefühl, so fein, wie eine Goldwage, tief verletzt, ja verhöhnt und verachtet. Da verhärtet er sein Gemüt zur finstersten Rache. Mit seinen Knechten überfällt er die Tronkenburg, sengt und mordet, und nur der Junker, nach dem er sucht, entgeht wie durch ein Wunder seiner Hand. Aber einmal auf dem Wege des Aufrührers und Mordbrenners, folgt er dem tödlich Gehaßten, und alle Stätten, wo sein Opfer Schutz sucht, müssen seine furchtbare Rache empfinden. Die gegen ihn aufgebotenen Kriegerscharen besiegt er, und selbst das Wort Luthers, den er hoch verehrt, vermag seinem verwundeten Rechtsgefühl gegenüber nichts. Das Land ist in Schrecken; des Kohlhaas Scharen wachsen an, und er ist entschlossen, bis zum Äußersten sein Recht zu suchen, obgleich er sich sagen muß, daß er durch sein unrechtliches Thun jeden Anspruch

auf Nachsicht verwirkt hat. Der schwache Kurfürst von Sachsen ladet ihn unter Zusicherung freien Geleits zu Beilegung der Streitsache nach Dresden. Während hier sich alles zu seinen Gunsten zu entwirren scheint, zieht sich von anderer Seite das Netz zusammen: sein Genosse Nagelschmidt sengt und brennt unter Kohlhaas' Namen fort. Des geheimen Einverständnisses mit diesem angeklagt, wird die Amnestie aufgehoben, ihm der Prozeß gemacht und er zum Tode verurteilt. Der Junker, der den Anlaß zur ganzen unseligen Geschichte gegeben, wird nach dem Gesetze bestraft; Kohlhaas fällt unter dem Beil des Henkers.

Wie alle Kleistschen Helden stellt auch der Roßkamm sein Thun und Handeln einzig und allein auf ein Gefühl: das Rechtsgefühl. Aber keiner von allen hat so nach des Dichters Art alles an alles gesetzt, wie dieser. Sein Verstand spricht nirgends mit; aus dem verletzten Gefühl heraus verübt er seine Greuelthaten, die ihn sein Verstand als abscheulich hätte erkennen lassen müssen. Was wir wieder an der Erzählung bewundern müssen, ist die Kunst, ohne beschreibende Details, ohne Reflexion, bloß durch Thatsachen die Persönlichkeit eines seltenen Menschen bis in die verborgensten Falten seines Gemütslebens haarscharf und plastisch zu schildern. Wenig Dialog, keine Erörterungen, keine ausgesprochenen Meinungen weder des Dichters noch der auftretenden Personen, nur Thatsachen finden wir, und diese Thatsachen sprechen für den Mann und zeichnen ihn mit scharfen Strichen. Fürwahr, diese Novelle trifft nicht den Verstand so sehr als das Gemüt, und Kleists Wort: „Nicht das, was dem Sinne dargestellt ist, sondern das, was das Gemüt durch diese Wahrnehmung erregt, ist das Kunstwerk,“ erhält bei seinem „Michael Kohlhaas“ Beleuchtung und volle Berechtigung.

Tieck, mit dem, wie bereits oben angegeben, der Dichter in Dresden viel verkehrte, fand ihn „in seinem äußeren Verhalten ernst und schweigsam, keine Spur von vordringender

Eitelkeit, aber viele Merkmale eines würdigen Stolzes in seinem Benehmen, gewissenhaft ängstlich in seinen langsam vorrückenden, oft sich verändernden Arbeiten, und selbst am schwersten zu befriedigen." Wie ihm das öftere Umarbeiten seiner Werke schon im Käthchen einen schlimmen Streich gespielt, als er eine organische Scene wegstrich, so erging es ihm auch im Michael Kohlhaas. Er entfernte zwar nichts Wesentliches; aber er brachte nun ein Element hinein, welches der ursprünglichen Anlage der Novelle durchaus fremd war, und wie eine Schlacke einem sonst reinen Edelstein anhaftet. Im Michael Kohlhaas hatte er sich das Thema gesetzt, die furchtbare Gefühlsverwirrung und die daraus hervorgehende entsetzliche Selbsthilfe eines Menschen zu schildern, dessen goldwagenfeines Rechtsgefühl auf das Empfindlichste verletzt wird; und ist fast bis zum Schluß dieser Gedanke mit vollendeter Meisterschaft in der Geschichte anschaulich dargestellt, so bringen ihn die Wirren späterer Tage selbst in Verwirrung, und trüben seinen Künstlerblick „dergestalt, daß" — um eine der beliebtesten Kleistschen Konjunktionen zu gebrauchen — er seiner persönlichsten politischen Stimmung Raum gebend, seine Abneigung gegen das reichsuntreue sächsische Haus und seine Anhänglichkeit an das energische Preußen in unzweideutigster Weise kundgiebt.

Denn in die Geschichte vom Kohlhaas, die ursprünglich auf sächsischem Boden spielt, tritt plötzlich der Kurfürst von Brandenburg im schroffsten Gegensatz zu dem sächsischen Schwächling ein. Eine Zigeunerin prophezeit dem Brandenburger Glück und Ruhm; dem Sachsen sagt sie nichts, sondern Jahreszahl und Geschick und des Reiches Ende schreibt sie auf einen Zettel und verschließt ihn in einer bleiernen Kapsel, die sie dem Kohlhaas giebt. Dieser, nur in einem niedrigen Gefühl der Rache schwelgend, welche er durch die sonderbare Gunst des Geschickes nun ausführen kann, verschlingt auf dem Schafotte den Zettel vor den Augen des verzweifelnden Fürsten, der mit krankhaftem Verlangen den

rätselhaften Inhalt zu wissen wünscht, und ohnmächtig niedersinkt. Dabei will uns Kleist in Anwandlung eines zweifelhaften Mysticismus glauben machen, jene Zigeunerin sei das Weib des Roßkammes, das nach seinem Tode noch auf der Erde wandele. Dieses Einschiebsel ist ein fremdartiger Zusatz, der ursprünglich sicher nicht in der Intention des Dichters gelegen, und der von diesem erst 1810 hineingebracht wurde, als er durch die politische, leidenschaftliche Stimmung jener Tage verwirrt, dem „Kohlhaas" — sehr zum Nachteil des Kunstwerkes — von seinem eigenen Grolle beimischte.

Den höchsten Schein der Wahrheit weiß der Dichter seiner Geschichte zu geben: kurz hingeworfene Andeutungen, wie „nach einer alten Chronik" bearbeitet, das „Weitere" möge man „in der Geschichte" nachlesen, und die ganze, innerlich begründete Wahrscheinlichkeit der Erzählung können in der That dazu verführen, die fast ganz erfundene Fabel als historisches Faktum hinzunehmen, und wenn das von wenig vorsichtigen Geschichtsschreibern wirklich geschehen ist, so erlebt darin die Kunst des Poeten ihre höchste Anerkennung. Und doch hätte eine nähere Prüfung jene Geschichtsschreiber aufklären können: Kleist spricht in dem „Kohlhaas" von der „Hamburger Bank", von „Papiergeld", schildert Dresden, wie es etwa zu der Zeit aussah, als er darin wohnte, und scheut hier wie auch sonst in seinen Schöpfungen grobe Anachronismen nicht, wie er sich allgemein in der Beobachtung eines sogenannten „Zeitkolorits" keinen Zwang auferlegte.

Michael Kohlhaas ist ohne Zweifel die bedeutendste novellistische Schöpfung Kleists. Das abgerundete Bild mit dem Hintergrunde kräftig pulsierenden Volkstums entschwindet nicht so leicht der Erinnerung dessen, der die Erzählung einmal anteilnehmend gelesen hat. Für die Aktualität des Stoffes spricht ganz besonders der Umstand, daß bis in unsere Zeit Dramatiker von Bedeutung sich an ihn herangewagt haben und den von Pfuel zuerst gehegten Gedanken,

den „Kohlhaas“ zu dramatisieren, ausführten, — ob mit Erfolg, bleibe hier unentschieden.

Hatte schon in der düsteren Geschichte des Roßkammes der politische Wirrwarr der damaligen unglücklichen Zeitverhältnisse wie Kanonendonner durchgeklungen, so ist die dritte Schöpfung jener Dresdener Tage ganz aus dem weheschwangeren Zeitbewußtsein heraus geboren. Aber hier wird das, was im Kohlhaas die Harmonie des Kunstwerkes beeinträchtigte, vollbewußte, künstlerische Absicht: „Die Herrmannsschlacht“ ist Tendenzstück im höchsten Sinne des Wortes. Wenn irgendwo, so spricht sich in der genialen Tragödie Kleists der thatbegeisterte Haß Alldeutschlands gegen den französischen Unterdrücker in ergreifenden, feurigen Worten aus, und wenn die nationale Not damals manchem die Feder in die Hand drückte zu einer hinreißenden patriotischen Dichtung, so marschiert die Herrmannsschlacht allen jenen Poesieen voran.

Es ist litterarisch und psychologisch interessant, den Dichter des „Käthchen“ aus der romantisch-mystischen Sphäre mittelalterlicher Märchen nun plötzlich in das wilde Getriebe des Tages hineingeschleudert zu sehen. Und hier steht er gleich fest und unentwegt, und weiß die rechten Worte und die rechte Weise zu finden und bethätigt damit die Erfahrung, daß das Genie nur dem Ruf der Zeit zu folgen braucht, um sogleich sich seiner Aufgabe bewußt zu werden. Allerdings war diese Wandlung nicht plötzlich geschehen. Im Jahre 1802 hatte Kleist von Bern aus, als dort die französischen Freiheitshelden das Land mit Mord und Brand in die Freiheit-Gleichheit-Brüderlichkeit einführten, geschrieben: „Ich selbst, der ich gar keine politische Meinung habe, brauche nichts zu fürchten und zu fliehen.“ Einen Monat später nennt er schon Napoleon den „allgemeinen Wolf“ und den „Allerweltskonsul“ und gar im Jahre 1806, im einsamen Königsberg, kommt ihm die ganze furchtbare Bedeutung der französischen Waffenerfolge zum Bewußtsein: „Es wäre schrecklich,

wenn dieser Wüterich sein Reich gründete. Nur ein kleiner Teil der Menschen begreift, was für ein Verderben es ist, unter seine Herrschaft zu kommen. Wir sind die unterjochten Völker der Römer. Es ist auf eine Ausplünderung von Europa abgesehen, um Frankreich reich zu machen."

Kurze Zeit empfand er auch die Macht des „allgemeinen Wolfes" persönlich. Er wird in Berlin gefangen genommen und, wie bereits gemeldet, als Spion nach Frankreich transportiert. „Es ist widerwärtig," schreibt er im Juni 1807 von Chalons sur Marne aus, „unter Verhältnissen, wie die bestehenden sind, von seiner eigenen Not zu reden. Menschen von unserer Art sollten immer nur die Welt denken. Was sind das für Zeiten! Und das Heilloseste daran ist, daß man nicht einmal davon reden darf."

Das Letztere erfuhr er auch wieder an sich selbst, als er seine Dichtung, die „Herrmannsschlacht", durch den ihm befreundeten Collin an die Direktion des Wiener Burgtheaters einsandte. Wegen ihres politischen Charakters, da man ja von Politik öffentlich nicht reden durfte, lehnte man die Tragödie ab, und der Unmut des Dichters darüber spricht sich in jenem Distichon aus, das er unter den Titel auf das Manuskript schrieb:

Wehe, mein Vaterland, dir! Die Leier zum Ruhm dir zu schlagen,
Ist, getreu dir im Schoß, mir, deinem Dichter, verwehrt.

Das Drama enthält die Vorbereitungen zur Schlacht im Teutoburger Walde, den Verlauf der Schlacht selbst, und in dem glücklichen Ausgang die Einigung Deutschlands unter dem siegreichen Scepter des Arminius. Diese wenig wechselvolle Handlung ist an und für sich dürftig, und mußte die dramatische Ausführung sehr erschweren. Deshalb arbeitete Kleist eine Menge kleiner Ereignisse in die Haupthandlung hinein, die alle miteinander verknüpft sind und gemeinsam zu dem einen großen Ende hindrängen, und gleichsam organisch hervorgewachsen erscheinen. Durch diesen Kunstgriff und ebenso durch das Interesse, welches er für den Hel-

den des Dramas zu erzwingen versteht, verdeckt der Autor auf geschickte Weise, „daß die dramatische Handlung selbst beinahe ohne alle Entwicklung ist.“

So zieht sich als bedeutsamste Episode wie ein Faden durch die ganze Tragödie die Liebeständelei zwischen der Gattin Herrmanns und dem römischen Legaten Ventidius. Von seiner Seite ist es ein frivoles Spiel, schauspielerische Überschwenglichkeit, vermischt mit einer Dosis aufgeregten Sinnenkitzels. Thusnelda gewährt (mit Zustimmung und auf Anraten ihres Gemahls) ein taktvolles Entgegenkommen, wenngleich sie sich hinterher mit Schrecken gestehen muß, daß sie wirklich in „das Affengesicht“ verliebt ist. Allerdings giebt die Treue gegen ihren Gatten jedem die sichere Gewähr, daß das Liebesverhältnis stets in den Grenzen der Sitte und des Anstandes bleiben wird, aber meisterhaft hat der Dichter es verstanden, den Zuhörer beständig in Atem zu halten; denn wie das Ende wird, kann keiner voraussagen. Daß Thusnelda wirklich ein tieferes Gefühl für den Römer hegt, verrät ihre angstvolle Bitte, doch den Ventidius vor dem allgemeinen Gemetzel auf der Teutoburg auszunehmen, wenn das Freiheitsschwert der Cherusker am rächenden Nornentage blutige Ernte halten soll. Herrmann gewährt es ihr; denn er weiß, daß sie nachher ganz anders sprechen wird.

In einer früheren trauten Stunde hat nämlich Ventidius der Fürstin eine von den seidenweichen Locken geraubt. Sie verzieh damals, weil sie glaubte, sein überwallendes Zärtlichkeitsgefühl habe den Jüngling hingerissen. Da liest ihr Herrmann den Brief vor, den einer seiner Krieger einem römischen Boten abgejagt. Darin findet sich die geraubte Locke, und in einem beigefügten Schreiben an „Livia, Roms große Kaiserin“, verspricht ihr der Legat das ganze Haar, von dem er hier eine Probe beilegt, das „sogleich, wenn Herrmann sinkt, die Schere für dich ernten wird vom Haupt der Fürstin selber der Cherusker.“ Da wandelt sich in ihr der Funke

der Liebe zu einem Brande auflodernden Hasses. Ihr deutscher, einfältiger Sinn hätte eine solche Niedertracht nicht einmal denken können, und im Augenblick verzweifelt sie an allem, sogar an sich selbst. Nachdem sie sich dann gefaßt, bittet sie den Ventidius zur eigenen Rache aus und vollzieht dann diese Rache in einer Weise, die gräßlich und empörend erscheint; aber im Zusammenhang der Thatsachen wenigstens erklärbar ist. Nur ein Dichter wie Kleist, der die Tiefen furchtbarer Leidenschaft zu ergründen und darzustellen vermochte, und nirgends, auch in der Kunst nicht, vor dem Letzten zurückbebte, konnte dieses ersinnen: Thusnelda läßt den liebebrünstigen Jüngling zu einer nächtlichen Zusammenkunft einladen und in einer verschwiegenen Schlucht erwarten den Unglücklichen statt der Arme der Liebe die todbringenden Tatzen der hungrigen „zottelschwarzen Bärin von Cheruska".

Dieselbe realistische Anschaulichkeit, welche die obige Nebenhandlung auszeichnet, ist auch den übrigen Einzelepisoden aufgeprägt: Wie der eigene Vater seine von römischen Söldlingen geschändete Tochter Hally, als ein germanischer Virginius, ersticht und auf Herrmanns Rat die Leiche zerstückelt an die zwölf Stämme Germaniens schickt, alles zu tobendem Aufruhr fortreißend, ferner die cheruskische Alraune, die dem irrenden Varus an der Spitze seiner Feldherrn treffende, niederschmetternde Antworten giebt, und der Zweikampf zwischen Fust und Herrmann, wer von ihnen die Ehre davontragen soll, den Varus zu fällen.

Man hat von den Römergestalten Shakespeares gesagt, daß man ihnen nur den Rock statt der Toga anzuziehen brauche, um zu erkennen, daß der Dichter die Engländer seiner Zeit geschildert habe. Ähnliches kann man von Kleists Römern der „Herrmannsschlacht" sagen. Wir bemerkten schon, daß dieses Drama ganz aus dem Zeitbewußtsein heraus geboren worden sei. „Um das Stück ganz und voll zu verstehen, muß man nicht vor allem an die Zeit der Völker-

wanderung, sondern an die der Napoleonischen Gewaltherrschaft in Deutschland zurückdenken. Rom ist Frankreich, die Fürsten der Cimbern, Nervier und Ubier keine anderen als die des Rheinbundes, die sich vertragsmäßig dem Weltherrscher unterordnen, Herrmann die verkörperte Sehnsucht des Dichters, der Angst- und Notschrei der Nation nach einem Manne, der mit rücksichtsloser Thatkraft über Verträge und Bündnisse, ja selbst über sittliche Bedenken hinweg auf die Lösung der nationalen Befreiungsaufgabe losschreitet."

Wir verstehen es deshalb auch, wenn Herrmann nicht ein sittlich ganz unanfechtbarer Charakter ist. „Nicht ohne Absicht ist der Verrat, den Herrmann an den Römern verübt, ins grellste Licht gestellt, nicht ohne Absicht wird List und Betrug durch den großen Zweck geheiligt, nicht ohne Absicht wird die bestrickende Liebenswürdigkeit der Römer als die Heuchelei der tiefsten Korruption, gegen die jedes Mittel erlaubt ist, entlarvt."

Unter denselben Gesichtspunkte der Tendenz muß auch Thusnelda betrachtet werden, deren Zeichnung in der Herrmannsschlacht gegen das konventionelle Idealbild bedenklich kontrastiert. Dahlmann, ein Freund Kleists, hat uns hierüber des Dichters Äußerung aufgezeichnet: „Sie ist im Grunde eine recht brave Frau," sagte Kleist gelegentlich zu ihm, „aber ein wenig einfältig, wie die Weiber sind, die sich von den französischen Manieren fangen lassen."

Das Manuskript der „Herrmannsschlacht" sandte Kleist am Neujahrstage 1809 an Herrn von Collin ab zur Befürwortung bei der Leitung des Wiener Burgtheaters. Er hätte es gern noch früher aufgeführt gesehen als das bereits geschickte „Käthchen"; weil, wie er schrieb, es seines Erfolges sicherer schiene. Drei Monate vergingen dann in gespannter Erwartung. Nachricht scheint ihm nicht zugegangen zu sein; denn er verlangt von Collin in einem Briefe vom 20. April Aufschluß über das Schicksal seines Stückes. „Doch wie stehts, mein teuerster Freund," schrieb er, „mit der Herr-

mannsschlacht? Sie können leicht denken, wie sehr mir die Aufführung dieses Stücks, das einzig und allein auf diesen Augenblick berechnet war, am Herzen liegt. Schreiben Sie mir bald: es wird gegeben; jede Bedingung ist mir gleichgültig, ich schenke es den Deutschen; machen Sie nur, daß es gegeben wird."

Er erkannte klar, wie mächtig gerade in diesem Zeitpunkte die begeisternde Dichtung auf das Volk wirken müsse, wie dem dumpfbohrenden Hasse gegen den allgemeinen Unterdrücker durch sein Feuerwort der rechte Ausdruck verliehen würde. Aber auch diese Möglichkeit, von den weltbedeutenden Brettern herab in die Bewegung durch die Gewalt des Wortes einzugreifen, blieb ihm versagt: die Herrmannsschlacht wurde nicht aufgeführt.

Erst in späteren Tagen wagte man den Versuch: nach der nationalen Großthat des Jahres 1870. Da hat es des Dichters Genius bewiesen, daß er seinen Stoff über der Enge eines Zeitbewußtseins hinaus zu vertiefen verstand; denn seine Dichtung berührte mächtig die Herzen.

Kleist hatte seine Zeit verstanden. Die Flammenglut ihres empörten Zornes glühte auch in seiner Seele; der Patriotismus ergriff auch sein Herz und bewegte seine Schöpferkraft zu hinreißenden Gesängen von erhabener Schönheit und düsterem Schauer. Die leidenschaftliche Unzufriedenheit, welche damals alle Gemüter beherrschte, bohrte sich auch in sein Inneres ein und ließ ihn nicht mehr los. Er mußte etwas thun; er mußte mithelfen an der Vertreibung des Unterdrückers; das war der Gedanke, der ihn unaufhörlich beschäftigte. Aller Blicke waren damals nach Spanien gerichtet, wo allein der Unüberwindliche in dem allgemeinen Volksaufstande bezwingbar erschien. Palafox, den Verteidiger von Saragossa, feierte er in rauschenden Rhythmen; den Kaiser Franz den Ersten und Erzherzog Karl fordert er im Liede zur befreienden That auf. In seinem „Kriegsliede der Deutschen" ruft er seinen Brüdern zu, mit der Büchse in

der Hand auf den Franzmann zu jagen, wie man die Tiere der Wildnis, „Zottelbär und Panthertier“ vertilgt.

Schon im Anfange des April 1809 hatte Kleist die Absicht, mit dem kaiserlichen Gesandten, Grafen Buol, nach Wien zu gehen; denn von Österreich hoffte er Befreiung aus der unerträglichen Lage, wenngleich ihm sein Pessimismus nur einen „schönen Untergang“ zu erwarten übrig läßt. Dresden war ihm verleidet, und die Sachsen besonders verachtete er wegen ihrer Liebäugelei mit den Franzosen. Doch blieb er einstweilen; inzwischen wurden die Österreicher in der Schlacht bei Regensburg von Napoleon geschlagen.

Eine Woche später führt er den Vorsatz, Dresden zu verlassen, wirklich aus. Ein junger Mann aus Wismar, Friedrich Dahlmann, verabredete mit ihm eines Abends eine gemeinschaftliche Reise nach Österreich. Noch am selben Abend zogen die beiden zusammen fort. Das war am 29. April; am 3. Mai richtet Kleist an Ulrike ein Schreiben aus Teplitz. Er sendet ihr den letzten Abschiedsgruß. Was er in Österreich beginnen will, weiß er noch nicht; alles soll indessen der Zeit überlassen bleiben. Auch um Geld bittet er die Schwester wieder, wie ja fast in keinem einzigen der Briefe an sie diese Bitte fehlt. Er schließt: „Lebet inzwischen wohl, wir mögen uns wiedersehen oder nicht, dein Name wird das letzte Wort sein, das über meine Lippen geht, und mein erster Gedanke (wenn es erlaubt ist) von jenseits wieder zu dir zurückkehren. Adieu, adieu.“

Dahlmann hat uns über die bedeutsameren Ereignisse jener gemeinschaftlichen Wanderung eine interessante Schilderung hinterlassen. Zunächst gingen sie nach Prag, und von dort über Znaim auf Wien zu. Als sie in Stockerau am Morgen des 21. Mai beim damals von Kleist eifrig betriebenen „Kriegsspiel“ saßen, trat der Gastwirt zu ihnen mit den Worten: „Was, meine Herren, Sie sitzen beim Spiele und hören nicht, daß die Schlacht angefangen hat?“ Es war die von Aspern. Da warfen sie denn freilich alles zusammen. —

Als sie am anderen Tage das Schlachtfeld besuchten, passierte ihnen durch eine unvorsichtige Frage Dahlmanns ein unangenehmer Zwischenfall. Er fragte einen Bauern, ob die Franzosen über die Lobau eine Brücke gehabt hätten. Der glaubte, sie wollten zu den Franzosen, seien also Feinde oder Spione und machte die Anzeige. „Wir sahen uns nicht bloß bald um unsere Pässe befragt," schreibt Dahlmann, „sondern in förmliche Untersuchung genommen. Hunderte von Soldaten strömten herbei, die einander zuriefen, man habe ein paar französische Spione gefangen. Da machte es mich nun wahrhaft ingrimmig, als Kleist von seinen Gedichten hervorzog und namentlich das von Kaiser Franz ein paar Offizieren reichte. Diese tapferen ehrlichen Leute betrachteten jedes politische Gedicht als eine unberufene vorwitzige Einmischung, und als sie nun vollends hinter Kleists Namen kamen, machten sie mit einer unglaublichen Geringschätzung der preußischen Waffenthaten ihm geradezu die Übergabe von Magdeburg durch seine Verwandten zum Vorwurf. — Das Ende war: wir wurden ins Hauptquartier des Marschalls Grafen Hiller nach Neustädt gebracht, und obgleich dieser sich gleich zurecht fand und uns mit sehr gütigen Worten empfing, nur daß er unsere Wanderung auf ein frisches Schlachtfeld hin etwas verwegen fand, mußten wir uns doch entschließen, todmüde wie wir waren, unser nächtliches Unterkommen noch eine gute Strecke weiter im Dorfe Kageran zu suchen."

Ob nun dieser widerwärtige Zwischenfall die beiden davon abhielt, weiter in das vom Kriege überzogene Land vorzudringen, oder ob ein anderer Umstand sie bestimmte, sie kehrten nach Prag zurück. Dort fand Kleist wieder, wie einst in der Dresdener Zeit, willkommenen Zutritt zu den höheren Kreisen; Graf Buol und Graf Kolowrat interessierten sich für ihn, und im Hause des letzteren las er mit vielem Beifall einige seiner politisch-satyrischen Aufsätze vor. Das Gefallen, das daran gefunden wurde, reifte in ihm den lange

gehegten Plan, die Aufsätze in einer politischen Zeitschrift seinem Volke mitzuteilen. Sie sollte den Titel „Germania“ führen. Kleist schwamm in einem Strome thatfroher Begeisterung; davon zeugt der Anfang des Vorwortes, mit welchem er die Zeitschrift zu eröffnen gedachte: „Diese Zeitschrift soll der erste Atemzug der deutschen Freiheit sein. Sie soll alles aussprechen, was während der drei letzten, unter dem Druck der Franzosen verseufzten Jahre in den Brüsten wackerer Deutscher hat verschwiegen bleiben müssen: alle Besorgnis, alle Hoffnung, alles Elend und alles Glück.“

Dieselbe Begeisterung in mächtig ergreifenden Worten atmet das empfindungsgewaltige Gedicht „Germania an ihre Kinder“. Nirgendwo in der deutschen Litteratur finden wir Verse von so erhaben patriotischem Schwung, von solch dämonischer Wildheit, von solch urwüchsiger Natürlichkeit und zornsprühender Dialektik wie die folgenden:

Alle Triften, alle Stätten
  Färbt mit ihren Knochen weiß;
Welchen Rab' und Fuchs verschmähten,
  Gebet ihn den Fischen preis;
Dämmt den Rhein mit ihren Leichen,
  Laßt, gestäuft von ihrem Bein,
Schäumend um die Pfalz ihn weichen,
  Und ihn dann die Grenze sein!

Chor.

Eine Lustjagd, wie wenn Schützen
Auf die Spur dem Wolfe sitzen!
  Schlagt ihn tot! Das Weltgericht
  Fragt euch nach den Gründen nicht! —

Es ist, wie wenn ein glühender Haß diese Imperative zwischen den Zähnen hervorzischte. Das ist nicht mehr die zum Heldenmut anfeuernde Sprache der Barden, die in der Herrmannsschlacht so meisterhaft nachgeahmt wird; das ist das Toben der Verzweiflung gegen die erdrückende Gewalt, einer Leidenschaft, der kein Mittel unerlaubt erscheint.

Eine Reihe von Aufsätzen für seine Zeitschrift hatte Kleist schon vorher entworfen: vier Briefe, in denen er „nacheinander

einem rheinbündischen Offizier, einem märkischen Landfräulein, dem Bürgermeister einer Festung und einem ‚politischen Pescherü' das Wort giebt;" ferner einen „Katechismus der Deutschen", worin er in sechzehn Kapiteln durch Frage und Antwort zwischen Vater und Sohn alle Pflichten des Deutschen seinem Vaterlande und auch seinem Unterdrücker gegenüber in einfach-eindringlicher Sprache erörtert, und ein „Lehrbuch der französischen Journalistik".

Schade, daß alle diese Schriftwerke still, wie der Dichter sie ersonnen, in seinem Pulte verblieben, statt in den Lärm des Tages hinauszutreten. Denn aus der Gründung der Zeitschrift wurde nichts. Die Schlacht bei Wagram am 5. und 6. Juli schnitt alle Hoffnungen des Dichters ab. Napoleon hatte gesiegt, und der erste Atemzug der Freiheit sollte vor der Hand auch ihr letzter sein. Die Stimmung unseres Kleist, der wieder einmal aus dem Himmel seiner Pläne in aussichtslose Wirklichkeit heruntergestürzt war, giebt ein Brief an seine Schwester treu wieder: „Noch niemals bin ich so erschüttert gewesen, wie jetzt. Nicht sowohl über die Zeit — denn das, was eingetreten ist, ließ sich, auf gewisse Weise, vorhersehen; als darüber, daß ich bestimmt war, es zu überleben. — So lange ich lebe, vereinigte sich noch nicht soviel, um mich eine frohe Zukunft hoffen zu lassen, und nun vernichten die letzten Vorfälle nicht nur diese Unternehmung — sie vernichten meine ganze Thätigkeit überhaupt. Ich bin gänzlich außer stand, zu sagen, wie ich mich jetzt fassen werde. Ich habe Gleißenberg (dem Vetter) geschrieben, ein paar ältere Manuskripte zu verkaufen; doch das eine wird, wegen seiner Beziehung auf die Zeit, schwerlich einen Verleger, und das andere, weil es keine solche Beziehung hat, wenig Interesse finden. Kurz, meine teuerste Ulrike, das ganze Geschäft des Dichtens ist mir gelegt." — Mit den beiden Manuskripten meinte er die „Herrmannsschlacht" und das „Käthchen".

Für einige Monate verlieren wir Kleist aus den Augen. Die tiefe seelische Erschütterung scheint ihn in Prag aufs

Krankenbett geworfen zu haben; dann erzählt man auch aus jener Zeit einen rätseldunklen Vorfall, als habe Kleist die Absicht gehabt, Napoleon durch Mord aus dem Wege zu räumen, und dadurch dem Geschick vorzugreifen. Hartmann in Dresden sollte auf zwei Briefe Kleists hin Arsenik schicken, welches ihm durch eine dritte Person überbracht wurde. Der vorsichtige Freund legte das Gift in einer Apotheke nieder. Doch ist dieser Vorfall zu wenig aufgeklärt. Möglich erscheint der wahnsinnige Entschluß bei der excentrischen Natur Kleists immerhin, aber nicht wahrscheinlich. — Adam Müller erhielt um diese Zeit die Nachricht, daß sein Freund gestorben sei.

Der November fand Kleist endlich so weit gekräftigt, daß er die Reise in die Heimat wagen konnte. Nach zweijähriger Abwesenheit sah er seine Vaterstadt Frankfurt wieder. Ulrike war verreist; wohl aber traf er die „goldene Schwester", die Schwester seiner ehemaligen Braut, und gerade sie mußte seinem Dichterbewußtsein den Schmerz anthun, eins seiner Gedichte, das er ihr vortrug, nicht zu kennen. Da schlug er die Hände vor die Stirne und rief aus: „O Gott! warum mache ich denn Gedichte?"

Um dem Drängen der Verwandten zu entgehen, er möge sich um eine Anstellung bemühen, ging er bald nach Berlin; denn es fing dort nachgerade wieder an, für ihn erträglich zu werden. Die Franzosen hatten Preußens Hauptstadt verlassen; König und Königin kehrten zurück, und Kleist ließ es sich nicht nehmen, den wiederkehrenden Herrscher in einer Ode zu ehren. Auch den Geburtstag der Königin Luise, seiner erlauchten Gönnerin, feierte er in einem Huldigungsgedichte, und rührte damit die hohe Frau vor den Augen des ganzen Hofes zu Thränen. Wer die herrliche dichterische Sprache und den hinreißenden Schwung jener Verse kennt, kann diese Rührung begreifen.

In Berlin wurden ihm wieder mannigfache Bekanntschaften und Anknüpfungen geboten, die seinem Geiste Zerstreuung gewährten und seiner Schaffenskraft neue Gesichtspunkte er-

öffnen mochten. So verkehrte er im Hause des Ministers Altenstein und des Staatsrates Stägemann. Der letztere hatte sich auch als Dichter bethätigt. Heitere Geselligkeit und verständnisvolles Entgegenkommen thaten seinem Geiste wohl; die alte Lust zum Dichten regte sich aufs neue, und sie sollte ihn diesmal sein reifstes und am meisten abgerundetes Drama vollenden lassen: den „Prinz von Homburg". In erstaunlich kurzer Zeit schuf er es; die stürmischste Begeisterung muß seine Feder geführt haben. Am 19. März 1810 schon kann er Ulrike melden: „Jetzt wird ein Stück von mir, das aus der brandenburgischen Geschichte genommen ist, auf dem Privattheater des Prinzen Radziwill gegeben, und soll nachher auf die Nationalbühne kommen, und, wenn es gedruckt ist, der Königin übergeben werden."

Friedrich der Große hat eine Äußerung des Großen Kurfürsten überliefert, die darauf hinausging, daß der Prinz von Homburg durch sein eigenmächtiges Vorgehen in der Schlacht bei Fehrbellin vor ein Kriegsgericht gestellt werden könne. Das hat Kleist in seinem Drama als geschehene Thatsache hingenommen und sich weiter die Aufgabe gestellt, den Helden, der zum Siege verholfen, dabei aber das im Kriege unbedingt notwendige Gebot des Gehorsams übertreten hat, in seinem Handeln und Empfinden, seinem Kampfe zwischen dem selbstbewußten Ich und der Pflicht zu schildern. Dahinein läßt er die Liebe des Prinzen zu der verwaisten Prinzessin Natalie spielen und umgiebt den Helden mit einem Hange zum Somnambulismus, welchen er schon im „Käthchen" in geschickter Weise um die Hauptperson zu verbreiten gewußt hatte, nur, daß er jetzt jenen Hang auf einen Helden, einen Mann überträgt. Es ist von Kleist nicht anders zu erwarten: der Held, den er hier zu uns reden läßt, ist er selbst.

Die Geschichte der Schlacht bei Fehrbellin, auf welcher sich die ganze Handlung aufbaut, ist zu allgemein bekannt, als daß man letztere noch besonders zu erzählen brauchte. Es sei an dieser Stelle nur der eine Umstand berührt, daß Kleist

den Prinzen, als ihm vom Kriegsgericht die Verurteilung zum Tode verkündet wird, zu einem ganz andern stempelt, als der er uns auf dem blutigen Schlachtfelde erscheint: er läßt ihn anscheinend zum Feigling werden.

„Diesen Zug hat man nicht genug tadeln können. Die Feigheit, hieß es, entstelle das Bild des Helden. Adolf Stahr führte in seiner Aristoteles-Erklärung diese Scene geradezu als ein Beispiel des Falschen, der fehlerhaften und inkonsequenten Charakteristik an. Aber Kleist wollte eben keinen typischen Helden darstellen, sondern einen individuellen. Gerade in diesem anscheinenden Widerspruch, der sich so oft im Leben vorfindet, der also in der Tiefe des Psychologischen irgendwo überbrückt sein muß, lag nach seiner Anschauung Individualität, Persönlichkeit. Ein Kriegsheld, der fern vom Schlachtfelde vor dem Tode zittert, dünkte ihm konkret, dünkte ihm eine bestimmte menschliche Physiognomie, die nur sich selbst gleicht und in sich selbst begründet ist."

Zuletzt erscheint ja der Prinz auch durch sich selbst gerechtfertigt, indem er, vor die eigne Entscheidung gestellt, sich ganz zerknirscht verurteilt und sich niederbeugt vor der Majestät des Gesetzes. Daß der Dichter damit selbst seine damalige gereiftere Stimmung, entgegen dem Widerspruchsgeiste seiner Jugendjahre, kennzeichnen will, braucht kaum betont zu werden.

Wie sehr auch der Dichter im Prinzen von Homburg sein Selbst gegeben, wie sehr er auch danach gerungen hat, sein Herzblut einem ritterlichen Jüngling ganz seines Schlages einzuflößen und damit die Anerkennung, die dem Poeten wie keinem andern notwendig ist, zu erhalten: sein Stück mißfiel. Jene Todesangst des Prinzen, die allerdings als ersten Eindruck Befremden hinterläßt, bei näherem Eingehen aber als streng motiviert erscheint, stieß ab. Und wenn wir es wissen, und es immer mehr in weitere Kreise dringt, daß wir den Dichter des Prinzen von Homburg neben Goethe und Schiller stellen können, damals war das Urteil gegen ihn. Der letzte Aufflug, der hoch bis in die

Sterne gewagt wurde, hatte einen um so tieferen Absturz zur Folge, von dem sich Kleist nicht mehr erholen sollte. Und wenn auch keine eigene Äußerung des Dichters vorliegt, aus der wir seine tiefe Verstimmung direkt bezeugen können, wir wissen es „aus der stummen Thatlosigkeit, in die er hierauf versank; dem erschütterndsten und stärksten Zeugnis.“ Thränend, wie er in dem „letzten Liede“ klagt, legt er die Leyer aus den Händen; er schließt sein Lied, und keine größere Geistesschöpfung ist hiernach zu verzeichnen.

Es ging mit allem zu Ende. Hatte die unerwartete Enttäuschung seine Kraft gelähmt, daß sie wie aufgezehrt erschien, so kam nun noch hinzu, daß sein ohnedies nicht glänzendes Vermögen ganz erschöpft war und er sich den Erwerb des zum Unterhalte Notwendigsten aus der Schriftstellerei verdienen mußte.

Zunächst freilich war noch die Aussicht vorhanden, daß er vom Verkaufe früherer Schriften leben könne. Er schickte das „Käthchen von Heilbronn“ an Iffland, den Direktor des Berliner Theaters, der indes nicht einmal antwortete, und erst als Kleist einen groben, beleidigenden Mahnbrief schrieb, das Manuskript mit einem höflichen Begleitschreiben zurücksandte. Dasselbe that Cotta, dem er das gleiche Stück zum Verlage anbot. Die herrschende Geschmacksrichtung in der Litteratur war gegen Dichter vom Schlage Kleists.

So kam denn der Dichter auf den Gedanken, eine politische Zeitschrift herauszugeben. Nicht eine im vornehmen Stil, wie die „Germania“ hatte werden sollen, sondern ein Blatt, das wir heute als täglichen Anzeiger oder „Intelligenzblatt“ bezeichnen würden. „Berliner Abendblätter“ betitelte sich das neue Unternehmen, das schon bei seinem Erscheinen die Zeichen der Dürftigkeit und Planlosigkeit offen zur Schau trug. Am 1. Oktober 1810 erschien die erste Nummer. Köpke, dem das erste Quartal vorlag, schildert die äußere Erscheinung folgendermaßen: Klein Oktav, graues Löschpapier, stumpfe Lettern, die von mittlerer Größe unter

Anwendung aller Hilfen der Raumersparnis bis zu den kleinsten Augentötern hinabstiegen, durch zahllose Druckfehler entstellt. Dem entsprach auch der ganze Inhalt: bunt zusammengewürfelte Artikel über Fragen der inneren Politik und des Theaters, dichterische Beiträge und Polizeiberichte, Papierschnitzel, die nebenher vom Schreibtische abgefallen waren.

Mit einem solchen Unternehmen konnte Kleist nimmermehr Ehre einlegen; wohl aber wurden ihm in der Folge die Abendblätter zu einer Quelle von Mißverständnissen, unangenehmen Zusammentreffen und unendlichen Verbitterungen.

Eins hatte der Herausgeber ganz und gar außer acht gelassen: die Censur. Sie war damals strenge genug, und sollte auch noch an den Abendblättern den Rotstift abnützen. Zu allem Übel gesellte sich um diese Zeit auch wieder Adam Müller, der böse Geist Kleists, zu ihm. Nachdem die Abendblätter eine der Regierung mißliebige Notiz über ein Gefecht gebracht, erging das Gebot, keine politischen Artikel mehr in den Abendblättern zu veröffentlichen. Kleist sah die Existenz seines Blattes bedroht; er wollte sich dem Staatskanzler von Hardenberg ganz in die Hände geben, wenn dieser seiner Zeitschrift Unterstützung durch gelegentliche Beiträge zusichere. Ehe aber noch ein rechter Bescheid in dieser Angelegenheit erging, hatte Adam Müller ohne Vorwissen des Herausgebers in der Zeitung einen Artikel voll der heftigsten Schmähungen gegen Maßnahmen der Regierung und besonders des Ministers Hardenberg und des Regierungsrates Raumer veröffentlicht. Das gab den Abendblättern den Todesstoß. Obgleich Kleist seine völlige Unschuld an jenem ärgerlichen Vorfall klar stellte, folgte nun ein noch strengeres Verbot bezüglich des politischen Teiles seiner Zeitschrift.

Kleist, durch Müller gereizt, glaubte in Hardenberg und Raumer die beiden Urheber jener Verfügung zu sehen. Er bat die Minister um Aufhebung jenes ihn sehr schädigenden Verbots, und als Hardenberg gesprächsweise in leichtem Konvenienztone versprach, die Zeitschrift thunlichst zu unterstützen,

glaubte der Herausgeber darauf weitgehende Ansprüche gründen zu dürfen.

Auf eine Anzeige Kleists hin in den damals bedeutendsten und altprivilegierten Zeitungen, der Spenerschen und der Vossischen, daß auch in den Abendblättern von nun an offizielle Nachrichten erscheinen würden, glaubten sich diese beiden Blätter in ihren Gerechtsamen bedroht und klagten gegen den Eindringling beim Staatskanzler. Von anderer Seite wurde die Klage unterstützt und eine Verfügung erwirkt, wonach in den Abendblättern nur solche politische Nachrichten Aufnahme finden sollten, welche in den beiden anderen Zeitungen bereits gestanden hätten. Der Verleger, den Kleist auf jenes Versprechen seiner Nachrichtenquelle gefunden, und der ihm ein jährliches Gehalt von 800 Thalern zugestanden, weigerte sich, das Gehalt weiter zu zahlen und forderte sogar von ihm 300 Thaler für nicht gedeckte Druckkosten. Für diesen Ausfall von 1100 Thalern machte Kleist die Staatskasse haftbar, und da ihm, wie auch richtig war, bedeutet wurde, daß er als Privatunternehmer keine staatliche Beihilfe verlangen könne, verwirrte sich sein Begriffsvermögen so sehr, daß er in beleidigender Weise seine vermeintlichen Ansprüche verteidigte, ja sogar zum Duell forderte. Nachher freilich, als er ruhiger geworden war, bat er höflich um Vergebung. Und dennoch — ein paar Wochen später, schreibt er an Fouqué: „Eine Entschädigungsforderung, die ich, wegen Unterdrückung des Abendblattes, an den Staatskanzler gerichtet habe und die ich gern durchsetzen möchte, macht mir unmöglich, Berlin in diesem Augenblick zu verlassen. Der Staatskanzler hat mich durch eine unerhörte und ganz willkürliche Strenge der Censur in die Notwendigkeit gesetzt, den ganzen Geist der Abendblätter in Bezug auf die öffentlichen Angelegenheiten umzuändern: und jetzt, da ich wegen Nichterfüllung aller mir deshalb persönlich und durch die dritte Hand gegebenen Versprechungen auf eine angemessene Entschädigung dringe, jetzt leugnet man mir mit erbärmlicher List alle Verhandlungen,

weil sie nicht schriftlich gemacht worden sind, ab." — Die Hartnäckigkeit, womit er auf einer gar nicht berechtigten Forderung beharrt, erinnert an die Art von Kranken. Die „Abendblätter" waren inzwischen eingegangen.

Im Sommer 1811 erschien ein zweiter Band „Erzählungen", welcher deren fünf enthält: „Die Verlobung auf Sankt Domingo", „Das Bettelweib von Lokarno", „Der Findling", „Die heilige Cäcilia" und „Der Zweikampf". Er sandte ein Exemplar an Hardenberg mit einem höflichen Begleitschreiben. So schrieb er unter anderem: „Ich würde mein schönstes Ziel erreicht haben, wenn ich imstande wäre, dadurch eine Stunde der kostbaren Muße Ew. Excellenz zu erheitern und wenn mir der Beifall eines Mannes zu teil würde, der neben der Kunst zu regieren sich zugleich als einen der einsichtsvollsten Kenner der Kunst, welche Melpomene lehrt, bewährt hat." Jedenfalls wollte er den Staatskanzler seinen Bitten geneigt machen. Wenn er bei Überreichung des Bandes von „erheitern" spricht, so klingt das fast wie Ironie; denn jede dieser Erzählungen atmet einen Geist finsterer Rache, und in allen läuft die Fabel zuletzt auf das schrecklichste Ende hinaus.

Überhaupt war das Leben, welches Kleist in jener Zeit führte, nicht dazu angethan, ihn finsteren Plänen und Gedanken zu entreißen. Er hielt sich still für sich, wie er in einem Briefe aus jener Zeit, dessen Adressaten wir nicht mit Bestimmtheit wissen, selbst gesteht.

„Das Leben," schreibt er, „das ich führe, ist seit Ihrer und A. Müllers Abreise gar zu öde und traurig! Auch bin ich mit den zwei oder drei Häusern, die ich hier besuchte, seit der letzten Zeit ein wenig außer Verbindung gekommen, und fast täglich zu Hause, vom Morgen bis auf den Abend, ohne auch nur einen Menschen zu sehen, der mir sagte, wie es in der Welt steht. Sie helfen sich mit ihrer Einbildungskraft und rufen sich aus allen vier Weltgegenden, was Ihnen lieb und wert ist, in Ihr Zimmer herbei. Aber diesen Trost,

wissen Sie, muß ich unbegreiflich unseliger Mensch entbehren. Wirklich, in einem so besonderen Falle ist vielleicht noch kein Dichter gewesen. So geschäftig dem weißen Papier gegenüber meine Einbildung ist, und so bestimmt in Umriß und Farbe die Gestalten sind, die sie alsdann hervorbringt, so schwer, ja ordentlich schmerzhaft ist es mir, mir das, was wirklich ist, vorzustellen."

Die Einsamkeit war freilich für den verbitterten und von aller Welt verkannten Dichter das Unangemessenste, was er sich wählen konnte. Er klagt, wie ihm in letzter Zeit alles mißlinge: „Es ist mir ganz stumpf und dumpf vor der Seele und es ist auch nicht ein einziger Lichtpunkt in der Zukunft, auf den ich mit einiger Freudigkeit und Hoffnung hinaussähe. Vor einigen Tagen war ich noch bei S..... und überreichte ihm ein paar Aufsätze, die ich ausgearbeitet hatte: aber dies alles scheint mir, wie der Franzose sagt, moutarde après diner. Wirklich ist es sonderbar, wie mir in dieser Zeit alles, was ich unternehme, zu Grunde geht, wie sich mir immer, wenn ich mich einmal entschließen kann einen festen Schritt zu thun, der Boden unter meinen Füßen wegzieht."

Er möchte dennoch zuweilen etwas „recht Phantastisches" vornehmen, da es ihn wie „Luftzug aus seiner frühesten Jugend" anweht. „Das Leben, das vor mir ganz öde liegt, gewinnt mit einem Male eine wunderbar herrliche Aussicht, und es regen sich Kräfte in mir, die ich ganz erstorben glaubte. Alsdann will ich meinem Herzen ganz und gar, wo es mich hinführt, folgen, und schlechterdings auf nichts Rücksicht nehmen, als auf meine eigene innere Befriedigung. Das Urteil der Menschen hat mich bisher viel zu sehr beherrscht; besonders das Käthchen von Heilbronn ist voll von Spuren davon. — Kurz, ich will mich von dem Gedanken ganz durchdringen, daß, wenn ein Werk nur recht frei aus dem Schoß des menschlichen Gemüts hervorgeht, dasselbe auch notwendig darum der ganzen Menschheit angehören müsse."

Aus eigener Kraft konnte Kleist nichts mehr unternehmen.

Der Verleger der „Erzählungen" lehnte auch den „Prinzen von Homburg" sowie einen Roman ab, wie aus folgendem Briefe sich schließen läßt:

„Mein liebster," schreibt Kleist, „ich bitte um die Gefälligkeit, mir die Entschließung wegen des Prinzen von Homburg zukommen zu lassen, welchen ich bald gedruckt zu sehen wünsche, indem es meine Absicht ist, ihn der Prinzeß Wilhelm zu dedicieren. — Dabei zeige ich zugleich an, daß ich mit einem Roman ziemlich weit vorgerückt bin, der wohl zwei Bände betragen dürfte, und wünsche zu wissen, ob Sie imstande sind, falls er Ihnen gefallen wird, mir bessere Bedingungen zu machen, als bei den Erzählungen. Es ist fast nicht möglich, für diesen Preis etwas zu liefern, und so ungern ich außerhalb der Stadt drucken lasse, so würde ich doch mit Cotta wieder in Verbindung treten müssen, der, wie ich glaube, nicht abgeneigt ist, meine Sachen zu verlegen."

Doch wurde der Prinz von Homburg nicht gedruckt, und von dem Roman ist uns nichts erhalten geblieben. — Nachdem so alle Anstrengungen, sich selbst zu helfen, fruchtlos geblieben, auch eine Vorstellung beim Staatskanzler um Anstellung unberücksichtigt geblieben war, machte Kleist am 17. Juni eine Immediateingabe an den König. Er rechne ganz auf dessen allerhöchste Gnade, und er bitte um Verwendung im Civildienst. Drei lange, bange Monate mußte er warten; denn der König, ohnehin gegen Kleist ungünstig gesinnt, eilte nicht mit der Antwort. Endlich kam die Entscheidung: Kleist war in der Armee angestellt. Welchen Posten er bekommen sollte, war noch ungewiß.

Was er früher verschmäht hatte, dazu griff er jetzt in seiner bitteren Not mit Freude. Aber es fehlte ihm an den Mitteln zur Equipierung. Die Schwester Ulrike sollte noch einmal aushelfen. Unvermutet kam er in Frankfurt an und suchte die Schwester auf. Diese aber zeigte bei seinem Anblicke sich so „fassungslos und schmerzbewegt", daß Kleist aus dem Hause floh, ohne seine Bitte vorgebracht zu haben. Er

verzichtete auch völlig darauf und schrieb Ulrike, er werde nach Berlin zurückkehren, doch möge sie ihm erlauben, bei ihr zu Mittag zu speisen.

Nun richtete er ein Gesuch an Hardenberg unterm 19. September, um Gewährung eines Vorschusses von 20 Louisdor, damit er die für seinen Posten notwendigsten Anschaffungen machen könne. Er wartete und wartete — das Gesuch blieb unbeantwortet.

Jetzt sah er nur noch einen Ausweg: den Tod. Wie Penthesilea, fühlte er sich ganz zum Tode reif; aber allein aus der Welt zu gehen, konnte er sich nicht entschließen. Er suchte einen Todesgefährten, und wie das Schicksal oft tückisch die Wege der Menschen lenkt: Kleist fand eine Frau, die gleich ihm den Tod ersehnte. Es war Henriette Vogel, mit der Kleist durch den gemeinsamen Freund Adam Müller bekannt geworden war. Sie war eine schwärmerisch angelegte Frau und lebte in dem Wahne, ein unheilbares Übel führe sie zu langsamem Siechtum. Kleist verkehrte freundschaftlich im Hause des Rendanten Vogel und unterrichtete Henriette in der Taktik und Kriegskunst.

Eines Tages musicierten sie zusammen. Da rief Kleist aus: „Das ist zum Erschießen schön!“ worauf ihn Henriette bedeutsam ansah. Als sie später auf das Wort zurückkam, fragte sie ihn, ob er sich seines Versprechens erinnere, ihr jeden Dienst zu leisten, den sie von seiner Freundschaft fordern werde. Als er es bejahte, sprach sie: „Wohlan, so töten Sie mich! — Es ist freilich nicht wahrscheinlich, daß Sie dies thun, da es keine Männer mehr auf Erden giebt.“ — „Ich werde es thun,“ unterbrach sie Kleist, „ich bin ein Mann, der sein Wort hält.“

Damit war die grausige Verabredung getroffen, nach welcher die beiden sich immer mehr in ihren schwarzen Plan hineinschwärmten. Nachdem sie den Vorsatz, sich in Cottbus zu töten, geändert, schritten sie am 20. November zur That.

„Am Mittage fuhren die beiden von Berlin mit eigenem

Fuhrwerk aus bis nach dem Kruge „Zum Stimming". Es war in Wansee, zwei Stunden von Potsdam. Sie aßen zu Mittag und bestellten ein paar Zimmer mit Betten; auch verlangten sie einen Kahn. Da man ihnen aber sagte, daß sie auf dem Damme sehr leicht auf die andere Seite des Sees gelangen könnten, gingen sie dorthin spazieren. Jedenfalls wurde die passendste Stelle für das schreckliche Vorhaben gewählt. Als die Dienerin das Abendessen brachte, sah sie, daß die Fremden Wein und Rum bei sich hatten; dann schrieben sie wieder und verlangten nichts mehr. Der Hausknecht, welcher die Nacht über wachte, sah auf dem Zimmer beständig Licht brennen, und hörte beide zuweilen gehen. So verging die Nacht."

Die beiden nahmen brieflich Abschied von ihren Freunden und Verwandten. So von Adam Müllers Frau. Kleist schrieb unter anderem:

„Der Himmel weiß, meine liebe, treffliche Freundin, was für sonderbare Gefühle, halb wehmütig, halb ausgelassen, uns bewegen, in dieser Stunde, da unsere Seelen sich, wie zwei fröhliche Luftschiffer, über die Welt erheben, noch einmal an Sie zu schreiben. — Ja, die Welt ist eine wunderliche Einrichtung! — Es hat seine Richtigkeit, daß wir uns, Jettchen und ich, wie zwei trübsinnige, trübselige Menschen, von ganzem Herzen lieb gewonnen haben, und der beste Beweis davon ist, daß wir jetzt miteinander sterben. —

Adieu! Einen Kuß von mir, dem Schreiber, an Müller; er soll zuweilen meiner gedenken, und ein rüstiger Streiter Gottes gegen den Teufel Aberwitz bleiben, der die Welt in Banden hält."

Henriette fügte dem bei:

„Doch wie dies alles zugegangen,
Erzähl' ich euch zur andern Zeit,
Dazu bin ich zu eilig heut. —

Lebt wohl denn! Ihr meine lieben Freunde, und erinnert euch in Freud und Leid der zwei wunderlichen Men-

schen, die bald ihre große Entdeckungsreise antreten werden.
Henriette."

An Ulrike schrieb Kleist:

„Ich kann nicht sterben, ohne mich, zufrieden und heiter wie ich bin, mit der ganzen Welt und soweit auch vor allen andern, meine teuerste Ulrike, mit dir versöhnt zu haben. Laß sie mich, die strenge Äußerung, die in dem Brief an die Kleisten enthalten ist, laß sie mich zurücknehmen; wirklich, du hast an mir gethan, ich sage nicht, was in Kräften einer Schwester, sondern in Kräften eines Menschen stand, um mich zu retten: die Wahrheit ist, daß mir auf Erden nicht zu helfen war. Und nun lebe wohl; möge dir der Himmel einen Tod schenken, nur halb an Freude und unaussprechlicher Heiterkeit dem meinigen gleich: das ist der herzlichste und innigste Wunsch, den ich für dich aufzubringen weiß. —

Stimmings bei Potsdam, den —,
am Morgen meines Todes.

Dein Heinrich."

Am Morgen kam Henriette sehr früh herunter und forderte Kaffee. Den ganzen Vormittag hielten sich die beiden in ihren Zimmern auf. Gegen Mittag sandten sie einen Boten mit einem Briefe an den Kriegsrat Peguilhen nach Berlin. Genau erkundigten sie sich danach, wann wohl der Bote in Berlin angekommen sein werde. Zu dieser Zeit verlangten sie Kaffee; heiter und guter Dinge plauderten sie miteinander über die schöne Gegend, und fragten, ob man ihnen den Kaffee nicht jenseits des Sees auf den schönen grünen Platz bringen wollte. Kleist ließ sich noch für acht Groschen Rum geben.

Nachdem sie die Rechnung berichtigt und der Aufwärterin ein Trinkgeld gegeben hatten, schickten sie dieselbe fort. Sie sah die Fremden noch zum Tisch hineilen; kaum hat sie vierzig Schritte gemacht, so hört sie einen Schuß, gleich darauf einen zweiten. Sie glaubte, die Fremden schössen zu ihrem Vergnügen und ging ins Haus. Als sie dann mit der Tasse,

die sie auswaschen sollte, zurückkam, sah sie mit Entsetzen die beiden tot dahingestreckt: Henriette mit auf der Brust gefalteten Händen am Boden; Kleist, mit durchschossenem Kopfe, kniete vor ihr.

Der Kriegsrat, den die Verblichenen benachrichtigt hatten, kam mit Vogel nach Wansee. Vogel war ganz untröstlich. Er wollte sich nicht trennen, und kehrte erst am 22. nach Berlin zurück. Nach dem Willen der Verstorbenen ließ Peguilhen eine gemeinsame Grube für beide graben; nach vorgenommener Sektion wurden sie am Abend des 22. November bestattet.

„Abseits vom Wege, von dichtem Gebüsch der Birken und Föhren umgeben und dem Blick entzogen, erhebt sich der Grabhügel, unter welchem Kleist und Henriette liegen. Ein Eisengitter zwischen Steinpfeilern schließt die Stätte ein, zwei Gedenksteine melden, daß Heinrich von Kleist hier die letzte Ruhe fand. Aus dem Grabe wächst eine Eiche empor."

Kein kunstvolles Denkmal von Erz oder Stein ziert des deutschesten Dichters Grab; setzen wir ihm ein lebendiges in unseren Herzen!

Nachwort zur zweiten Auflage

Eine Darstellung in streng wissenschaftlichem Sinne wollte die vorliegende Arbeit von Anfang an nicht sein. Der übermächtige Eindruck der Kleist'schen Dichtung, das tiefe Miterleben seines schweren Daseinsschicksales hatten mich dazu geführt, die Biographie zu unternehmen — so ist diese Schrift entstanden, in der ich mich mit dem Erlebnis Kleists auseinanderzusetzen versuchte. Was indes bei der Abfassung (in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts) an biographisch-wissenschaftlichen Ergebnissen feststand — Wilbrandt, Brahm, v. Treitschke, Bamberg u. a. — war zu Rate gezogen worden. Mittlerweile hat die Kleistforschung einen ungeahnten Aufschwung erlebt. In den unten mitgeteilten Büchern findet der Weiterstrebende das wesentliche neue Material neben dem alten aufgeführt. Hier mögen ein paar Ergänzungen für diejenigen Leser folgen, die nicht Zeit und Mühe für weitere Studien aufbringen wollen oder können.

Vorausgeschickt sei, daß, wie Arthur Eloesser bemerkt, Kleists Biographie „noch immer große Lücken hat, in welche die Legende eingedrungen ist ... Es gab bald eine legendarische Kleist-Biographie, und die historisch-kritische Forschung unserer Tage hat vielmehr dazu gedient, Legenden zu zerstören, als neue Tatsachen herbeizuschaffen. Je mehr wir uns heute mit ihm beschäftigen, desto weniger wissen wir über ihn, desto dunkler wird seine Persönlichkeit. Die einen halten ihn für einen erblich belasteten Dekadenten, obgleich er aus einer sehr gesunden Familie stammt, für einen Neurastheniker, dessen charakteristischste Tat der Selbstmord mit einer hysterischen Frau war, die anderen für einen Trinker und Epileptiker, während neueste

Forscher, über seine rein pathologische Behandlung entrüstet, ihm eine Gesundheit zuschreiben wollen, auf die er selbst nie Anspruch gemacht hat."

Hierzu kann bemerkt werden, daß die Ansichten über gesund und krank in der Auffassung von Generationen wechseln und daß ein Genie ganz anders betrachtet und beurteilt werden muß, als etwa der Mittelschlag bürgerlicher Menschheit. Wenn man selbst in dem absichtlich dunkel gehaltenen Zweck der Würzburger Reise Kleists eine ärztliche Konsultationsfahrt hat sehen wollen, so erklärt sich ungezwungener diese Reise als eine Probefahrt Kleists, der ein Amt in Berlin suchte, in ministeriellem Auftrage. Kleist sollte „ausländische" Fabrikgeheimnisse für den preußischen Staat erkunden. „Zu einer solchen Mission, zur Erledigung eines speziellen Auftrages, war also Kleist ausersehen, der als Angehöriger eines der alten, dem Throne nahestehenden Adelsgeschlechter und wegen seiner bekannten Gewissenhaftigkeit und unbedingten Zuverlässigkeit für eine solche Vertrauenssache und wohl auch als Student der Mathematik (insofern ein Ausnahmefall unter seinen Standesgenossen) in Rufe einiger Sachkenntnis stand. Damit ist dann die Schwierigkeit und Wichtigkeit des Unternehmens, die Pflicht absoluter Geheimhaltung, das Sichverstecken durch falsche Namen und ausländische Pässe aufs beste erklärt." (G. Meyer-Benfey). Demgegenüber bleibt als sichtbare Wirkung dieser Würzburger Reise bestehn, daß sein Dichtersinn sich zum ersten Male zu „fröhlicher Empfänglichkeit aufzuschließen" beginnt.

Kleists Verhältnis zu Goethe, der dem Aufstrebenden kühl reserviert gegenüberstand, erhält ein bedeutsames Licht zuungunsten des Weimarer Heroen durch seine folgende Mitteilung an Falk (1809): „Ich habe ein Recht, Kleist zu tadeln, weil ich ihn geliebt und gehoben habe; aber sei es nun, daß seine Ausbildung, wie es jetzt bei vielen der Fall ist, durch die Zeit gestört wurde, oder was sonst für eine Ursache zugrunde liegt, genug, er hält nicht, was er zusagt. Sein Hypochonder richtet ihn als Menschen und Dichter zugrunde. Sie wissen, welche

Mühen und Proben ich es mir kosten ließ, seinen ‚Wasserkrug‘ (so nennt Goethe den „Zerbrochenen Krug‘!) auf das hiesige Theater zu bringen. Daß es dennoch nicht glückte, lag einzig in dem Umstande, daß es dem übrigens geistreichen und humoristischen Stoffe an einer rasch durchgeführten Handlung fehlt. Mir aber den Fall desselben zuzuschreiben, ja, mir sogar, wie es im Werk gewesen ist, eine Ausforderung deswegen nach Weimar schicken zu wollen, deutet, wie Schiller sagt, auf eine schwere Verwirrung der Natur, die den Grund ihrer Entschuldigung allein in einer zu großen Reizbarkeit der Nerven oder in Krankheit finden kann.“

Über die Berliner Jahre, über die Zeit der „Berliner Abendblätter“ haben die Forschungen R. Steigs wirklich neue Aufschlüsse gebracht. Dort lebte Kleist die reifsten und arbeitsreichsten Jahre seines Lebens. Dort fand er Aufnahme in die „Christlich-deutsche Tischgesellschaft“, eine Schar preußischer Patrioten, der bedeutende Männer der damaligen Zeit angehörten, u. a. Pfuel, Stägemann, Clausewitz, Fichte, Savigny, Ad. Müller, Fouqué, Arnim, Brentano. Letzterer schreibt an W. Grimm (1810): „Unsere Tischgesellschaft hat sich jetzt sehr vermehrt. Der Poet Kleist, den Müller einmal totgesagt und, nachdem er ihn hier wieder besucht und darauf aufs Land gegangen, mir als einen plötzlich mystisch Verschwundenen angekündigt, ist frisch und gesund unser Mitesser, ein untersetzter Zweiunddreißiger, mit einem erlebten runden stumpfen Kopf, gemischtlaunigt, kindergut, arm und fest. Was mich ängstigt, ist, daß er sehr, sehr schwer und mühsam arbeitet.“ Und Arnim, mit dem er bald ein rechtes Freundschaftsverhältnis hatte, charakterisiert ihn: „Er ist der unbefangenste, fast zynische Mensch, der mir lange begegnet, hat eine gewisse Unbestimmtheit in der Rede, die sich dem Stammern nähert und in seinen Arbeiten durch stetes Ausstreichen und Abändern sich äußert. Er lebt sehr wunderlich, oft ganze Tage im Bette, um da ungestörter bei der Tabakspfeife zu arbeiten.“ Die „Abendblätter“ übten eine große Wirkung aus, und Kleists Redakteur-

tätigkeit muß als bedeutsam im Berliner geistigen Leben gewertet werden. Der Konflikt mit Hardenberg war eine naturnotwendige Folge der entgegengesetzten Ansichten beider Männer; Kleist auf romantisch-feudalem Boden stehend, Hardenberg in seinen Reformbestrebungen zum Wiederaufbau des niedergeworfenen Preußens liberaler Richtung angehörend. Auch die Mitarbeit an den Abendblättern selbst ist nach den neueren Forschungen aufgehellt und ergibt, daß Kleist nicht weniger als 70 Beiträge mit ziemlicher Sicherheit zugeschrieben werden können. Daneben entstanden in dieser Zeit die endgültigen Fassungen seiner Novellen für die Buchausgabe, teilweise in starken Erweiterungen und Umarbeitungen (bei Michael Kohlhaas die dritte), ferner der Prinz von Homburg und der leider völlig verlorene zweibändige Roman.

So viel Arbeit ohne jeden sichtbaren Erfolg drückte Kleist nieder, wozu noch seine wachsende Empfindlichkeit kam: „Dadurch, daß ich mit Schönheit und Sitte, seit meiner frühesten Jugend an, in meinen Gedanken und Schreibereien, unaufhörlichen Umgang gepflogen, bin ich so empfindlich geworden, daß mich die kleinsten Angriffe, denen das Gefühl jedes Menschen nach dem Lauf der Dinge hienieden ausgesetzt ist, doppelt und dreifach schmerzen.“ (An Marie von Kleist, 10. November 1811.) Der gewaltsame Tod blieb auch seinen vertrautesten Freunden unverständlich; wenn sie sich schon wie Pfuel, Varnhagen in sein Wesen und seine verzweifelte Stimmung hineinversetzen konnten, so begriff doch niemand diese sonderbare, theatralisch berührende Art. „Nur so mußte er nicht sterben, so in unechter Exaltation versunken oder versunken scheinend; er hat es mir schwer gemacht, Gefallen im Tode an ihm zu finden, so wie ich es im Leben an ihm gefunden hatte; und aus dieser Ursache hat mich seine Tat weniger erschüttert, als vielmehr nur wehgetan“, schreibt Pfuel. Besonders stark wirkte sein Tod auf Marie von Kleist, mit der ihn ein inniges Herzensverstehen verband. Sie nennt in einem Briefe an ihren Sohn kurz nach dem unglückseligen Ereignisse Hein-

rich von Kleist den „vortrefflichsten“ Menschen. „Diese angeborene Güte, Liebe, Sanftmut habe ich bei keinem Menschen noch nie so eingefleischt gefunden ... Übrigens war er ein Dichter. Und wenn er kein einziges Gedicht erzeugt hätte, so war er doch seiner Natur nach ein Dichter. Er war der poetischste, der romantischste Mensch, den ich je gesehen, und so war vieles in ihm, was wir nicht erklären können, noch begreifen. Er war wirklich ein genialischer Mensch, und in einem solchen gibt es viele Dinge, die sich nicht erklären lassen. Aber er war von einer Redlichkeit, Biederkeit, Echtheit des Charakters, die mir eigentlich einen so großen Abscheu für allen Schein, für alles Prahlen, für alles Absichtliche im Leben gegeben. Ach! er ist nicht mehr! Ich habe einen Freund verloren, wie wenige Frauen sich rühmen können, einen zu haben. Sein Verlust wäre mir immer schmerzhaft gewesen, aber die Umstände, die ihn begleiten, machen das Gefühl zerstörend in mir.“

* * *

Die vorliegende Neuausgabe bringt im wesentlichen den früheren Text. Die Änderungen betreffen einige Milderungen im Ausdruck sowie ein paar Ausmerzungen überholter Angaben. Viel war es nicht, was zu verbessern blieb, wenn nicht eine völlige Um- und Neubearbeitung eintreten sollte, die unter den augenblicklichen schwierigen Verhältnissen des Buchgewerbes untunlich war.

Köln, im Juli 1920.

Laurenz Kiesgen.

Zur Kleist-Literatur

In dem folgenden Literaturnachweise ist nicht berücksichtigt worden, daß sich Dichter und Dichterinnen von Ruf in letzter Zeit des Kleistproblems bemächtigt und uns eindringlich wirkende, freilich romanhafte Bilder seines Strebens und Lebens geboten haben.

1. Ausgaben der Werke und Briefe

Heinrich von Kleists gesammelte Schriften. Herausgegeben von Ludwig Tieck. Berlin, 1826. 3 Bände.

Heinrich von Kleists Werke. Im Verein mit Georg Minde-Pouet und Reinhold Steig herausgegeben von Erich Schmidt. Leipzig, 1905. 5 Bände.

Handliche Ausgaben außer bei Reclam (1 Bd.) in den Verlagen Hesse & Becker (1 Bd.), Bong (2 Bde.), Cotta (2 Bde.).

Heinrich von Kleists Briefe an seine Braut. Herausgegeben von Karl Biedermann, Breslau, 1884.

Heinrich von Kleists Briefe an seine Schwester Ulrike. Herausgegeben von S. Rahmer. Berlin, 1905.

Heinrich von Kleists Sämtliche Werke und Briefe, herausgegeben von Wilhelm Herzog. Leipzig, 1908—11. 6 Bände.

Heinrich von Kleists Gespräche. Gesammelt und herausgegeben von Fl. Frhr. von Biedermann. Leipzig, 1912.

2. Gesamtbiographien

C. F. Reinhold, Heinrich von Kleist. (Aus der Sammlung: Menschen in Selbstzeugnissen und zeitgenössischen Berichten.) Berlin, 1919.

(Anmerkung: Wer diese sehr geschickt und lückenlos aufgebaute Sammlung von Briefen und Zeitdokumenten liest,

macht sich selbst seine Lebensbeschreibung und erlebt Kleist in unmittelbaren Worten; er bedarf dann der weiteren Biographien nicht.)

Adolf Wilbrandt, Heinrich von Kleist. Nördlingen, 1863.

Otto Brahm, Heinrich von Kleist. Berlin, 1892.

Arthur Eloesser, Heinrich von Kleist, eine Studie. Berlin, 1905.

S. Rahmer, Heinrich von Kleist als Mensch und Dichter. Berlin, 1909.

Heinrich Meyer-Benfey, Kleists Leben und Werke dem deutschen Volke dargestellt. Göttingen, 1911.

Wilhelm Herzog, Heinrich von Kleist. München, 1914.

3. Einzeluntersuchungen

Th. Zolling, Heinrich von Kleist in der Schweiz. Stuttgart, 1882.

M. Morris, Heinrich von Kleists Reise nach Würzburg. Berlin, 1899.

R. Steig, Heinrich von Kleists Berliner Kämpfe. Berlin, 1901.

—— Neue Kunde zu Heinrich v. Kleists Leben. Berlin, 1902.

S. Rahmer, Das Kleist-Problem. Berlin, 1903.

E. Kayka, Kleist und die Romantik. Berlin, 1906.

Namen- und Sachregister.

(Die beigefügten Ziffern bedeuten die Seitenzahlen.)

M.

N.

O.

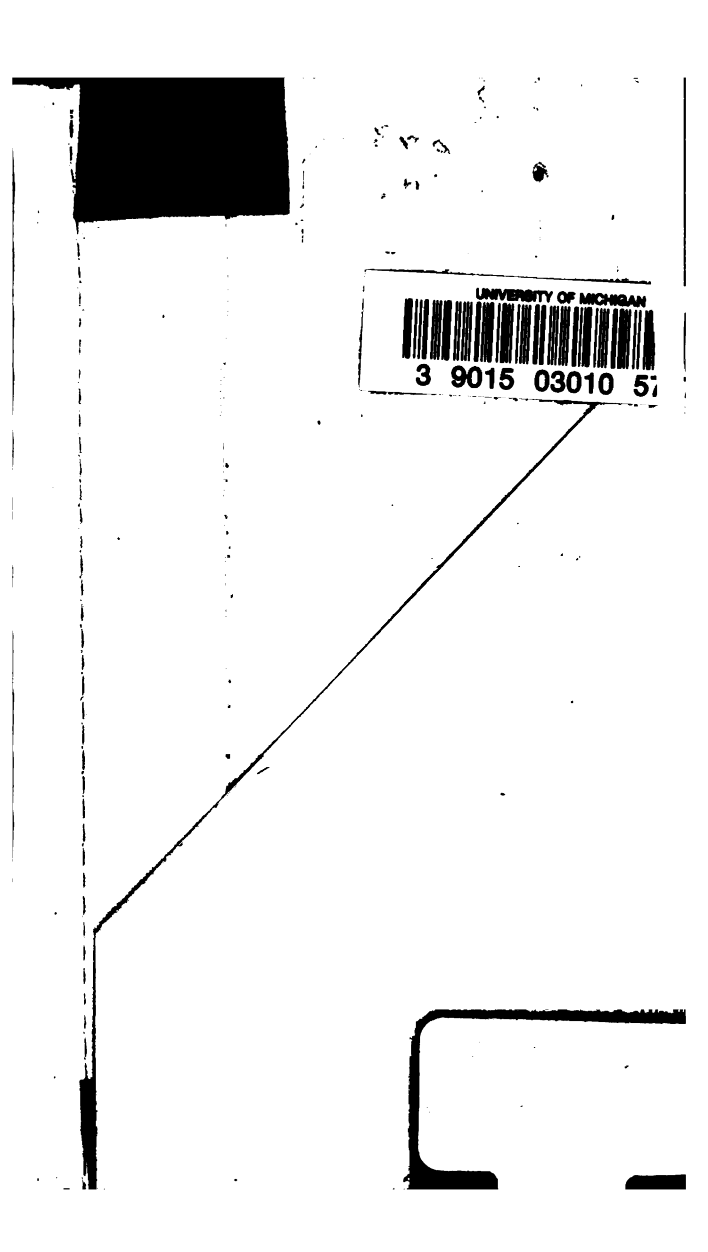
P.

R.

Auf holzfreies Papier gedruckt.

Biographie Heinrich von Kleists.

Inhalt.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03010 57